1,60 DM / Band 190
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 32 / Frankreich F 4,40 / Italien L 900 / Luxemburg F 32 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 70



Ein schwarzer Tag in meinem Leben

John Sinclair Nr. 190

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 23.02.1982

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Ein schwarzer Tag in meinem Leben

Es war die Hölle!

Ein Inferno aus hohen, gierig leckenden Feuerzungen, berstendem Glas, in der Hitze knallendem Holz, Splittern, Schreien und Kreischen.

Eingeschlossen von dieser fauchenden, glutheißen Wand, schauten sich die drei Frauen nach einem Fluchtweg um.

Für sie sah es trostlos aus. Vor ihnen das Feuer, hinter ihnen die Mauer.

»Sinclair!« knirschte die schwarzhaarige Violetta haßerfüllt.

»Das haben wir nur dir zu verdanken. Nur dir!«

Ihr Haß kannte keine Grenzen, genau wie der der anderen beiden Personen.

Die eine hieß Corinna Camacho. Sie war rotblond. Niemand ahnte, daß sie sich in einen Werwolf verwandeln konnte. Die dritte hörte auf den Namen Karin Bergmann. Blondes Haar umrahmte das schmale Gesicht. Manchmal lag über ihrer Haut ein grüngelb schimmernder Schleim, ein Zeichen dafür, daß sie ein Ghoul war.

Diese drei waren von der wabernden Feuerhöhle eingeschlossen, und es sah schlecht aus für sie. Dabei hatten sie John Sinclair töten wollen, zusammen mit Lady X, Tokata und Vampiro-del-mar. Es war anders gekommen. Durch einen unglückseligen Zustand war Lady X zu einer Blutsaugerin geworden, und dann passierte noch die Sache mit der Schönheitsfarm, wo auch nicht alles so glatt lief, wie es eigentlich sollte.

Sie hatten Sinclair nicht einmal gesehen.

Und das ärgerte sie.

Von irgendwoher fuhr ein Windstoß in den Keller und damit auch in die Flammen.

Noch höher loderten sie, wurden bewegt, tanzten nach vorn und auf die drei Frauen zu, die weiter zurückgedrängt wurden und ihre Augen mit hochgerissenen Armen gegen das Feuer schützten.

»Ich will hier raus!« brüllte Corinna Camacho, und es war schon mehr ein Knurren bei ihr.

»Wir schaffen es schon, dreh jetzt nur nicht durch!« Violetta Valeri nickte heftig. Ihre langen Haare flogen dabei.

Karin Bergmann sagte nichts. Daß auch sie innerlich aufgewühlt war, sah man ihr äußerlich an. Auf der Haut glänzte der Schleim jetzt dicker. Er verlief wie ein durchsichtiger Film. Manchmal klebte er in ihren Augen, was Karin allerdings nichts ausmachte.

»Schüsse«, zischte die Valeri, »verdammt, ich höre Schüsse.«

»Sie jagen Sinclair!« kreischte die Camacho.

»Ach, was weißt du!«

»Doch, ich spüre es. Wirklich!«

Die anderen beiden Frauen gaben keine Antwort. Violetta Valeri suchte verzweifelt nach einem Ausweg aus der Klemme. Die Hitze machte ihnen nichts aus. Ein Mensch wäre schon längst ohnmächtig geworden, weil das Feuer den gesamten Sauerstoff in der unmittelbaren Umgebung verbrauchte. Anders die Untoten.

Sie waren zu keiner menschlichen Regung fähig.

»Sollen wir uns durch die Flammen stürzen?« Corinnas Gesicht sah aus wie ein Fragezeichen, als sie Violetta fordernd anschaute.

»Nein!«

»Was dann? Wir werden verrecken!«

»Wenn wir in die Flammen gehen, auch.«

»Ich sehe keine andere Chance.«

Die sah die schwarzhaarige Vampirin auch nicht. Sie war zudem

geschwächt, denn sie benötigte unbedingt Blut. Sinclair hatte es ihr geben sollen, doch das hatte nicht geklappt.

Und dann entdeckten sie etwas.

Der weibliche Ghoul, Karin Bergmann, sah es zuerst. »Der Kanal!« schrie sie.

Zwei Köpfe zuckten herum. Rötlicher Widerschein tanzte dabei über ihre Gesichter und malte ein Wechselspiel aus Licht und Schatten darauf.

Der Eisendeckel befand sich am Gangende, dicht vor der Mauer.

Und wenn sich jeder schmal machte, war der Einstieg groß genug für sie.

Die Valeri nickte. »Versuchen wir es.« Mit zwei gleitenden Schritten stand sie neben dem Kanaldeckel, bückte sich und packte mit beiden Händen zu.

Um diesen Kanaldeckel schien sich jahrelang niemand gekümmert zu haben, denn er saß so fest, als hätte man ihn angeleimt.

Die Valeri riß vor Wut den Mund auf und präsentierte ihre mörderischen Vampirzähne.

Corinna Camacho half ihr. Obwohl die Untoten wirklich mehr Kräfte besaßen als normale Menschen, waren sie nur zu zweit in der Lage, den Deckel anzuheben.

Dann kippten sie fast zurück, als der Deckel plötzlich lossprang.

Sie hatten Glück, daß Karin Bergmann sie aufhielt, sonst wären sie noch rücklings in die Feuerwand gelaufen.

Sie ließen den runden Deckel fallen, der zu Boden klirrte und dicht neben der Luke liegenblieb.

»Rein!« schrie die Valeri.

Es wurde wirklich Zeit, denn die Feuerwand breitete sich aus.

Durch einen Luftzug, dessen Quelle nicht auszumachen war, wurde sie noch einmal angefacht und leckte wie eine gewaltige Woge weiter vor. Da war Violetta Valeri schon in den Ausstieg getaucht. Sie zog ihren Körper zusammen. Zielsicher hatten die Füße die schmale Leiter gefunden, die parallel zur Schachtwand in die Tiefe führte. Es waren nicht nur einfache Trittsprossen, sondern eine normale Leiter.

Man mußte sie nachträglich angebracht haben.

Corinna Camacho folgte. Sie war nicht so schlank wie die Vampirin. Bei ihr gab es die ersten Probleme. Obwohl sie sich drehte und wand, gelang es ihr nicht sogleich, in der Tiefe zu verschwinden.

Von oben drückten beißende Rauchschwaden in die Schachtöffnung, was den Untoten allerdings nichts ausmachte.

Sie brauchten keine normale Atemluft mehr, denn mit Menschen waren sie nicht vergleichbar.

»Komm endlich!« schrie die Vampirin.

»Es geht nicht!«

Da griff Violetta ein. Sie kletterte ein paar Sprossen höher und umfaßte mit beiden Händen die Hüften der Werwölfin. Ihr Griff war hart wie eine Klammer.

Heftig riß und zerrte sie. Violetta wollte die Freundin durch die Öffnung zwingen.

Die drei mußten auf jeden Fall zusammenbleiben, das wußte jede von ihnen. Nur gemeinsam waren sie stark genug, um sich an dem zu rächen, der ihnen die Schmach angetan hatte.

Die Valeri ließ nicht los.

Während über ihr die Hölle fauchte, setzte sie ihre Bemühungen wütend fort. Der Erfolg blieb nicht aus.

Plötzlich hatte sie es geschafft. Corinna Camacho kam frei.

Zuerst rutschte sie ein Stück. Ihre zu breiten Hüften schabten über das Mauerwerk, die Taille war schmaler, und da Violetta nicht losgelassen hatte, gab es einen gewaltigen Ruck, als Corinna freikam.

Der Ruck war so heftig, daß die Werwölfin gegen die Valeri prallte, die sofort den Halt verlor und gemeinsam mit Corinna Camacho in die Tiefe fiel, wobei sie auf dem feuchten, mit Pfützen bedeckten Boden hart aufschlugen.

Kein Laut des Schmerzes drang über ihre Lippen. Auch der Schmerz war ein Gefühl, das sie als Dämonen nicht kannten. Sie rollten sich einmal herum und kamen wieder auf die Füße.

Fehlte die dritte im Bunde.

Karin Bergmann sollte es sein.

Für die Ghoulfrau würde es kein Problem sein, in den Schacht zu klettern. Wenn sie ihren Schleim absonderte oder sich verwandelte, kam sie durch fast jede Öffnung. Der stinkende Schleim wirkte wie Schmieröl.

Aber sie hatte das Feuer unterschätzt. Zudem war zuviel Zeit vergangen, bis Corinna Camacho es endlich schaffte, in diese enge Röhre zu steigen.

Da war noch das Feuer.

Es wurde nicht weniger, denn durch den Luftzug und den damit verbundenen Nachschub an Sauerstoff wurde es nur noch mehr angefacht. Wie eine gewaltige Woge schoß es heran.

Die feurige Lohe, breit wie der Gang, fauchte plötzlich auf Karin Bergmann zu, die an der Fluchtöffnung stand und nach unten schaute. Sie wollte soeben hineinsteigen, als es geschah. Ein erneuter Windzug trieb das Feuer so weit vor, daß die gewaltigen Flammen den weiblichen Ghoul förmlich überspülten.

Plötzlich war Karin Bergmann eingehüllt.

Im Bruchteil einer Sekunde erstarrte ihr Gesicht vor panischem Schrecken. Sie sah das Feuer und wußte, daß es zu spät war.

Obwohl sie dicht vor der Kanalöffnung stand, kam sie nicht mehr

weg. Eine helle, lange Zunge glitt an ihrem Körper hoch, erfaßte zuerst die Beine und züngelte weiter, wobei sie augenblicklich den Körper der Dämonin in Brand setzte.

Da half ihr auch der Schleim nicht mehr. Die Kraft des Feuers und die Hitze waren einfach zu stark.

Karin Bergmann hatte keine Chance. Die Ghoulfrau riß zwar noch ihre mit Schleim bedeckten Arme hoch, doch es war für sie viel zu spät. Längst war aus ihr eine Fackel geworden.

Und das Feuer fand Nahrung. Die Kleidung brannte lichterloh.

Jetzt schrie auch der Ghoul.

Karin Bergmann hatte sich verwandelt. Sie war vollständig zu diesem schrecklichen Dämon geworden. Brennend lief sie im Kreis.

Feuer zerstört auch einen Ghoul. Es trocknet ihn aus, dem Schleim wird die Flüssigkeit entzogen, dem Körper das Wasser, und zurück bleibt ein mumienhaftes Gebilde, das einmal ein weiblicher Ghoul gewesen ist.

Ein letzter, gellender Schrei drang noch aus dem aufgerissenen Maul der Karin Bergmann.

Schaurig übertönte er sogar noch das Fauchen der Flammen und wurde auch von den beiden anderen Frauen gehört, die sich wieder aufgerichtet hatten und den Schacht hochstarrten, an dessen Ende eine rotgelbe Flammenhölle waberte und tanzte.

Der Schrei verging.

Dann war nur noch das Brausen des Feuers zu hören, und Violetta Valeri ballte in ohnmächtigem Haß beide Hände. »Das wird er uns auch büßen, dieser verfluchte Sinclair. Es ist bereits die zweite, die auf sein Gewissen geht. Erst Angie Hall, jetzt Karin Bergmann. Wir werden ihn kriegen, Corinna!«

Die Camacho nickte. Auch sie war im letzten Augenblick der Flammenhölle entronnen. Das rotblonde Haar war leicht angesengt.

An vielen Stellen zeigte es Brandflecken. Wie ein heißer Atem war die Feuerzunge über den Kopf des weiblichen Werwolfs hinweggefaucht.

»Komm, es hat keinen Zweck mehr!« Violetta sprach das aus, was auch Corinna dachte.

Die Werwölfin nickte. Sie zitterte dabei. Auf ihrer Haut wuchsen plötzlich längere rotblonde Haare, so sehr stand sie unter Strom. Sie hatten eine starke Niederlage erlitten, aber noch waren sie nicht ausgeschaltet. Sinclair hatte nur die Hälfte von ihnen töten können, die anderen beiden lebten noch.

Sie mußten kriechen. Vor ihnen lag eine enge Betonröhre, die nachträglich angelegt worden war – und den Verbindungsgang zu den Abwasserkanälen von Clichy darstellte.

Violetta kroch vor. Es war nicht völlig dunkel, denn am Ende der

Röhre schimmerte ein schwaches Licht. Nur ein hauchdünner, kaum wahrnehmbarer gelber Schein, aber immerhin ein Fixpunkt für die beiden Flüchtlinge.

Aufgeben wollte sie nicht. Der Haß auf John Sinclair war zu groß.

Irgendwie würde sich schon eine Möglichkeit finden, sich an ihm zu rächen.

Es störte sie nicht, daß der Boden der Röhre mit Schlamm bedeckt war. Auf Sauberkeit brauchten die beiden nicht zu achten, sie wollten sich nur so rasch wie möglich in Sicherheit bringen.

Am Ende der Röhre erreichten sie einen der Gänge, durch den bei starkem Regen das Ab und Schmutzwasser floß. Jetzt lag nur eine knöcheltiefe Schlammschicht auf dem Boden.

Dadurch wateten sie.

Das Fauchen des Feuers hörten sie schon längst nicht mehr.

Dafür jedoch ein Rauschen, das die Nähe eines Hauptkanals anzeigte. Sie befanden sich also mittendrin.

Violetta Valeri lachte auf. »Wir schaffen es!« knirschte sie.

»Verdammt, wir schaffen es. Und dann sieh dich vor, John Sinclair. Sieh dich vor!«

Beide Wesen waren von einem wilden, unkontrollierten Haß besessen, der wie eine Triebfeder wirkte.

Sie erreichten den breiten Kanal.

Fließendes Wasser birgt für Vampire Gefahren!

So steht es seit altersher geschrieben, aber galt das auch für die heutige Zeit?

Die Valeri wollte es nicht ausprobieren. Zudem führte der Kanal relativ wenig Wasser, und die Gehstreifen an beiden Seiten waren breit genug.

Sie nahmen den linken. Hintereinander schritten sie her. Denn sie wollten unbedingt einen Aufstieg erreichen, um aus diesem verdammten Gang herauszukommen.

Es dauerte nicht mehr lange.

An einer Kanalkreuzung sahen sie eine Nische. Sie drückten sich hinein und schauten nach oben.

Sprossen, dick und mit Rost besetzt, führten vor ihren Augen in die Höhe und verschwammen im Dunkel.

»Das ist es«, sagte die Valeri.

»Sollen wir sofort?« fragte Corinna Camacho und faßte bereits nach der ersten Sprosse.

»Nein, wir warten.«

»Und das Tageslicht?«

Die Vampirin hob die Schultern. »Es ist nicht mehr so wie früher. Ich bin«, und jetzt grinste sie, »ein moderner Vampir, der auch bei Tageslicht überleben kann. Zwar ein wenig geschwächt, aber

immerhin. Wir müssen nur noch abwarten, bis alle verschwunden sind. Das Haus brannte. Sicherlich wird es untersucht. Von Feuerwehr und Polizei. Aber sie werden nichts finden. Wenn sie weg sind, dann ist unsere Zeit gekommen.«

Corinna nickte. Ihre Freundin hatte recht. Sie durften jetzt kein Risiko eingehen.

Also warteten sie.

In ihren Köpfen jedoch spukte nur ein Name herum.

John Sinclair!

***

Die beiden weiblichen Dämonen hatten es tatsächlich geschafft.

Sie waren unerkannt verschwunden und hatten sich tagsüber in den Wäldern um Clichy versteckt.

Dort brüteten sie ihren Racheplan aus.

Zuerst mußten sie nach London, denn da lebte ihr verhaßter Gegenspieler.

Aber wie hinkommen?

Es würde eine lange Reise werden, und sie besaßen kein Geld.

Zudem waren sie nicht mit den magischen Mitteln gesegnet wie höhere Dämonen. Sie konnten durch Zeitsprünge keine großen Entfernungen überbrücken, sie waren keine Meister, sondern nur Lehrlinge, wenn man sie in eine Klassifizierung einstufen sollte.

Und mit Lady X konnten sie sich auch nicht in Verbindung setzen. Die war geflohen. Wohin, das wußte weder Corinna Camacho noch Violetta Valeri.

Zuerst brauchten sie Geld.

Da sie keins besaßen, mußten sie es sich besorgen. Für beide Frauen stellte dies kein Problem dar. An der Straße, die nach Paris führte, bauten sie sich in den späten Vormittagsstunden auf.

Zwei Anhalterinnen, und dann noch so gut aussehend, da würde fast jeder Mann stoppen. Gereinigt hatten sie sich, so gut es ging.

Es war kühler geworden. Ein richtiger Herbsttag. Auch leicht trübe. In der Ferne, wo die Straße in das große Häusermeer der Millionenstadt mündete, verschwamm die Fahrbahn im Dunst.

Fahrzeuge rauschten heran. Einige fuhren vorbei. Manchmal erkannten die Fahrer die beiden Frauen auch nur im letzten Augenblick. Dann zuckelte ein R 4 näher.

Der Wagen hielt. Er war grün wie ein Laubfrosch. Ein bärtiges Gesicht schaute aus dem nach unten gekurbelten Seitenfenster.

Der Mann grinste.

»Wollt ihr mit, ihr beiden Puppen?«

Corinna und Violetta tauschten einen Blick. Unmerklich schüttelte die Vampirin den Kopf. Nein, von dem Knaben konnte man nichts

holen. Höchstens Blut. Das brauchte Violetta zwar auch, aber sie wollte kein Aufsehen erregen.
Geld war wichtiger!
»Hau ab mit deiner Rostlaube!« sagte die Camacho scharf.
Der Fahrer zuckte zusammen. Sein Grinsen gefror. »Ihr seid wohl was Besseres, wie?«
»Sicher.«
Wütend gab der Mann Gas. Der R 4 beschleunigte langsam und wurde dann auf die Fahrbahn gelenkt.
»Idiot«, sagte die Valeri nur. Dann jedoch knipste sie wieder ihr Lächeln an. Ein schwerer Mercedes, dunkelblau, rollte langsam näher. Die getönten Scheiben verwehrten einen klaren Blick in das Innere des Fahrzeugs, aber die beiden Dämoninnen konnten trotzdem erkennen, daß nur eine Person in dem Luxuswagen saß.
Eine männliche.
Diesmal glitt die Scheibe elektrisch getrieben nach unten. Auch hier beugte sich ein Mann aus dem Fenster. Er war schon älter.
Rötlich schimmerte seine Gesichtshaut, unter der blaue Adern liefen. Das Haar war grau und oberhalb der Stirn leicht gelichtet.
In seiner Farbe paßte es zum Anzug.
Die Valeri lächelte. »Würden Sie wohl die Freundlichkeit haben und uns bis Paris mitnehmen, Monsieur?«
»Deshalb habe ich angehalten, meine Lieben. Steigt ein und macht mir das Vergnügen.«
»Danke, Monsieur.«
Die Valeri setzte sich neben den Fahrer, Corinna Camacho nahm im Fond Platz.
Der Mann schaute nach rechts und sah das Kleid seiner Beifahrerin, das an einigen Stellen schmutzig und sogar eingerissen war. So konnte er viel von den glatten Schenkeln erkennen. Die Valeri bemerkte den Blick. Sie machte allerdings keine Anstalten, das Kleid zurechtzuzupfen, was der Fahrer mit Genugtuung feststellte.
»Wollen Sie nicht fahren, Monsieur?« meldete sich Corinna aus dem Fond.
»Natürlich, meine Damen, natürlich.«
Lautlos rollte der schwere Mercedes an. Danach war nicht mehr als ein Surren zu hören, als die breiten Reifen über den Asphalt glitten.
»Wo möchten Sie denn hin in Paris?« erkundigte sich der Fahrer.
»Das wissen wir noch nicht«, erwiderte die Valeri.
Und Corinna meldete sich vom Rücksitz. »Wir haben Zeit, Monsieur.«
Ein Lächeln umspielte die Lippen des Mannes. Er hatte die Antwort genau verstanden und riskierte auch sofort einen Vorstoß.
»Darf ich Sie dann einladen, meine Damen? Ich habe eine nette kleine Wohnung im Zentrum. Dort wird es Ihnen sicherlich gefallen.«

»Warum nicht?« Violetta drehte sich zu ihrer Freundin um. »Oder was meinst du, Corinna?«

»Ich bin dafür.«

»Dann sind wir uns ja einig«, sagte der Fahrer lächelnd. Seine Zunge fuhr über die Lippen.

Die beiden Mitfahrerinnen errieten seine Gedanken. Aber der Kerl würde sich wundern, das stand fest. Je mehr sie sich der großen Stadt näherten, um so stärker wurde der Verkehr.

Bei jedem Ampelstopp wurde der Knabe zärtlich. Er legte seine Hand auf Violettas Knie. Wenn er mit ihr sprach, lächelte er honigsüß. Wenn er sich dabei zur Seite beugte, straffte sich die Haut an seinem Hals, und die Vampirin wurde dabei von einem gewaltigen Verlangen gepackt. Nur mühsam hielt sie sich zurück. Nahe der Seine und nicht weit von der Insel weg, wo Touristen Notre-Dame besichtigen, lenkte der Mann seinen Wagen in eine schmale Seitenstraße. Alte Häuser standen hier, allerdings renoviert, und sicherlich waren die Wohnungen kleine Paläste. Durch eine Einfahrt rollte der schwere Wagen auf einen Hof.

Mauer an Mauer standen dort die Garagen. Per Fernbedienung klappte das Tor der linken äußeren hoch.

Der Mercedes rollte hinein.

»Bitte aussteigen, meine Lieben«, sagte der ältere Knabe und wand sich ächzend aus dem Wagen. So ganz fit schien er nun doch nicht zu sein. Beide Frauen lächelten, als sie es sahen. Der Hintereingang des Hauses war so prächtig wie manches Entree eines Hotels.

Marmor in der Halle, belegt mit einem roten langen Teppich. Ein Portier, der nicht nur grüßte, sondern auch diskret zur Seite schaute, als sein Mieter mit den beiden jungen Frauen das Haus betrat und den Lift ansteuerte.

Drei Stockwerke fuhren sie hoch. Die Wohnung war wirklich ein kleiner Palast. Sie hatte nicht nur acht Räume, sondern auch zwei elegant eingerichtete Bäder.

Anerkennend nickten die Frauen.

»Dürfen wir ein Bad nehmen?« fragte Corinna Camacho.

»Aber natürlich. Sucht euch das Bad aus.« Der Mann tätschelte mit seiner rechten Hand den Rücken der rotblonden Frau.

Die beiden Frauen gingen in das Bad mit den dunkelroten Kacheln. Da gab es nicht nur die Wanne und die Dusche, sondern Einbauregale, wo die Handtücher, Seife und Badekappen lagen. Auch Duftwässerchen und Badesalze waren vorhanden.

Corinna und Violetta nickten beeindruckt.

»Fühlt euch wie zu Hause«, sagte ihr Gönner. Er deutete auf die ovale Wanne, in der mindestens zwei Personen Platz hatten, wenn nicht sogar drei. »Ich werde euch später ein wenig Gesellschaft leisten, ich

hole erst einmal den Champagner.«

»Toll!« Violettas Augen strahlten, während sich Corinna zur Seite gedreht hatte und grinste.

Sie warteten, bis ihr Gönner das Bad verlassen hatte, und ließen dann Wasser ein. Das Rauschen würde die anderen Geräusche übertönen. Hinzu kamen die Schwaden, die wie gewaltige Nebelwolken aus der Wanne stiegen und sofort einen nassen Schleier auf alle Gegenstände legten.

»Wer zieht sich aus?« fragte Corinna.

»Ich.«

Es ging schnell. Ein paar Griffe, und die Kleidungsstücke rutschten an den Beinen der schwarzhaarigen Vampirin entlang, wobei sie in sich zusammenfielen.

Nackt stand sie neben der Wanne.

Corinna hatte reagiert. Neben der Tür lauerte sie im toten Winkel, und sie hielt eine Glasflasche in der rechten Hand. Die Flasche war mit den hellblauen Perlen eines Badesalzes bis zum Korkenverschluß gefüllt. Genau das richtige Schlaginstrument.

Teuflisch war das Lächeln der Camacho. Der Alte sollte nur kommen. Sie würde ihm schon den richtigen Empfang bereiten.

Und wenn er die Tür aufstieß, wurde er erst einmal von Violettas Anblick abgelenkt.

Schritte und das leise Klirren von Gläsern. Beides war zu hören, obwohl das Wasser rauschte.

Die Frauen tauschten einen letzten Blick des Einverständnisses.

Alles klar!

Der Mann drückte die Tür auf. Sie war nicht ganz geschlossen gewesen. Als er sie jetzt öffnete, drangen ihm die Schwaden wie gewaltige Nebelwolken entgegen.

»Meine Güte«, rief er. »Was habt ihr denn hier vor? Das Wasser ist viel zu heiß. Ihr müßt…« Er ging zwei Schritte vor.

Corinna konnte von ihm die ausgestreckten Arme sehen, auf denen das Tablett stand. Eine eisgekühlte Flasche Champagner und drei Gläser. Langstielig, bestimmt teuer, von einem funkelnden Kristall.

Violetta kam näher.

Aus dem Nebel schälte sie sich wie ein Geist. Dabei lächelte sie, und der Mann mußte einfach die beiden Zähne sehen. Vielleicht sah er sie auch, nur registrierte er dieses Phänomen nicht, er wurde von dem aufregenden Körper der Frau abgelenkt.

Seine Hände begannen zu zittern. Flaschen und Gläser bewegten sich und klirrten gegeneinander.

Noch ein Schritt.

Da hieb Corinna Camacho zu!

Sie hatte gut gezielt. Die gefüllte Glasflasche traf haargenau den

feisten Nacken des Mannes. Für eine Sekunde schien er zu er starren. Zuerst sank der Kopf nach vorn, dann schnellte er zurück. Die Arme begannen zu zittern. Gläser und Flaschen wankten, begannen zu rutschen und fielen auf die Mosaikfliesen.

Der Mann kippte hinterher. Corinna Camacho traf keinerlei Anstalten, ihn aufzufangen. Er schlug schwer zu Boden und fiel noch mit dem Gesicht in die Scherben.

»Endlich«, sagte die nackte Violetta. »Los, und jetzt suchen wir das Geld!«

Darauf waren beide scharf. Violetta zog sich erst gar nicht an, als sie hinter Corinna in den Wohnraum lief. Ein breites Fenster gab den Blick frei auf die Dächer der umliegenden Häuser. In einiger Entfernung konnte man die Kirche Notre-Dame erkennen.

Das Jackett lag über einem weißen Sessel. Die Brieftasche steckte.

Corinna klappte sie auf und fand mit sicherem Griff die Scheine.

Das waren über 4000 Franc.

Sie lächelte. »Damit kommen wir bis London.«

Violetta nickte. Sie hatte im Moment andere Sorgen. Sie wollte Blut und lief zurück.

Der Mann lag auf dem Boden. Die Champagnerflasche war leergelaufen. Sie rollte noch leicht hin und her. Unter dem Gesicht des Mannes breitete sich eine Blutlache aus, in der die kleinen Splitter wie helle Diamanten glitzerten.

Die Vampirin drehte den Mann auf den Rücken. Die Krawatte hatte er schon im Wohnraum abgelegt. Mit einem Ruck fetzte ihm Violetta das Hemd auf.

Jetzt lag der Hals frei.

Da zuckte sie zurück. Sie hatte im letzten Augenblick die starren Augen bemerkt.

Der Mann lebte nicht mehr. Er hatte den Schlag nicht verkraftet.

Wütend fuhr Violetta hoch und sah Corinna Camacho in der Tür stehen. »Da, sieh, was du angerichtet hast. Er ist tot!«

»Na und?«

»Ich wollte Blut!«

»Hatten wir nicht abgesprochen, daß du darauf verzichtest, meine Liebe?«

»Nein!«

»Es ist besser. Wir wollen nicht mehr Spuren zurücklassen als unbedingt nötig.«

Für einen Moment stand die Vampirin bewegungslos da.

Schließlich nickte sie. »Okay, du hast recht.«

»Dann nichts wie weg.«

»Nein, erst wollen wir uns richtig säubern. Und vielleicht finden wir auch andere Kleidung in diesem kleinen Liebesnest. London und

Sinclair laufen uns nicht weg.«

Da hatte sie recht. Die beiden Dämoninnen fanden in der Tat andere Kleidungsstücke. Sogar welche, die einigermaßen paßten und in denen sie nicht auffielen.

Der Portier hielt sich zufällig vor dem Haus auf, als sie es durch den Hinterausgang verließen. Ein Taxi brachte sie zum Flughafen.

Dort mußten sie zwar zwei Stunden warten, was ihnen jedoch nichts ausmachte.

Als sie sich in der Luft befanden und die englische Küste im Westen zu ahnen war, fragte Corinna Camacho: »Wie hast du dir das eigentlich so vorgestellt? Wir kennen in London keinen, der uns verraten könnte, wie wir an Sinclair herankommen.«

Da wandte die Vampirin den Kopf und lächelte milde.

»Doch, wir kennen jemanden in London.«

»Und wen?«

»Denke mal genau nach. Hat Lady X nicht einmal einen Namen erwähnt? Und zwar den Namen eines sehr mächtigen Mannes.«

»Moment, Moment. Laß mich überlegen. Vielleicht fällt er mir wieder ein.«

Violetta wollte die Spannung nicht noch mehr in die Länge ziehen. »Logan Costello«, sagte sie.

»Genau, das ist er. Der muß uns weiterhelfen.«

»Und wie.«

***

Acht Uhr!

Büroanfang! Wir kamen pünktlich und waren sogar noch eine halbe Minute früher da. Glenda sah ich nicht im Vorzimmer. Über dem Stuhl hing jedoch ihr Mantel. Die Kanne von der Kaffeemaschine fehlte, und ich folgerte, daß Glenda, die ach so gute, braune Brühe kochte.

Fast wäre ich gegen den zweiten Schreibtisch gelaufen, der seit einigen Tagen in meinem, pardon, unserem Büro stand. Suko war mittlerweile in den Kreis der Yard-Beamten aufgenommen worden und trug den Titel Inspektor. Ein wirklich einmaliger Vorgang, aber er hatte einfach stattfinden müssen, denn mein chinesischer Freund und jetziger Kollege war schon an zu vielen Fällen aktiv beteiligt gewesen, als daß man ihn hätte übergehen können. Zudem würde ich längst nicht mehr leben, wenn es Suko nicht gegeben hätte.

So groß das Yard-Gebäude auch war, Räume, beziehungsweise Büros, waren trotzdem rar. So hatte man in meines kurzerhand einen Schreibtisch gestellt, Sukos Arbeitsplatz.

Ich schüttelte mir ein paar Regentropfen vom Mantel und hörte Suko »Na endlich!« sagen.

Den Schlüssel zur Schranktür noch festhaltend, drehte ich mich um.

»Was ist los?«

»Sieh doch, John. Ich habe meine Sachen bekommen.«

Mit dem Wort Sachen meinte er die Schreibtischunterlage, Kugelschreiber, Bleistifte, Notizblock und so weiter.

»Dann kannst du ja in die vollen gehen«, schlug ich vor.

»Und was liegt an?«

Ich hängte den Burberry auf und zog mein Jackett ebenfalls aus.

Das fand allerdings seinen Platz auf der Rückenlehne meines Bürostuhls. Fast berührten die Ärmel den Boden. Ich ließ mich auf den Stuhl nieder und legte das Kinn in beide Hände.

»Eigentlich alles und eigentlich nichts«, erwiderte ich philosophisch.

»Und was soll das heißen?«

»Die Mordliga ist noch immer nicht gefaßt, Asmodina ebenfalls nicht. Also Arbeit genug.«

»Du hast noch was vergessen.«

»Und?«

»Drei Mannequins.«

»Ja, stimmt auch wieder. Unsere Freundinnen Violetta, Corinna und Karin.« Ich machte eine wegwerfende Handbewegung.

»Vielleicht sind Sie verbrannt.«

»Möglich. Vielleicht auch nicht.«

Glenda kam mit dem Kaffee und störte unser tiefsinniges Gespräch. »Guten Morgen, die Herren«, sagte sie.

»Hallo, Mädel«, rief ich und winkte. »Wie ist denn die Lage?«

»Man liegt sich so durch.«

»Soll das eine Anspielung auf die letzte Nacht sein?« erkundigte ich mich.

Glenda blieb neben mir stehen und schaute auf mich herab.

Dabei hielt sie die gläserne Kanne leicht schräg. Ich hatte schon Angst, daß die braune Brühe auf meinen Kopf fließen konnte, doch sie wurde vorsichtig in die Tasse geschenkt.

»Das hat mit der letzten Nacht nichts zu tun«, erklärte Glenda.

»Ich habe nämlich festgestellt, daß meine Matratze durchgelegen ist. Ich muß mir eine neue kaufen.«

»Wenn die Lieferfristen haben, wüßte ich eine Ausweichmöglichkeit für Sie…«

»Danke, ich verzichte.«

Ich nahm Würfelzucker zwischen Daumen und Zeigefinger und ließ ihn in den Kaffee plumpsen. Es spritzte ein wenig. »Nee, was sind Sie wieder grantig.«

»Man kann ja nicht immer gute Laune haben.« Glenda lächelte trotzdem, aber nicht mich an, sondern Suko. Sie hatte für ihn frischen Tee gekocht.

»Wohl bekomm's«, sagte sie und zog ab.

Suko grinste.

Ich hob die Schultern. »Du hast eben mehr Chancen als ich.« Suko schüttelte den Kopf. »Verstehe ich nicht, ehrlich. Wo du doch Junggeselle bist.«

»P. P.«, sagte ich.

»Und was heißt das?«

»Persönliches Pech.«

Glenda unterbrach die tiefsinnige Unterhaltung, indem sie die Post brachte. An Suko hatten sich die Kollegen noch nicht gewöhnt, so war alles, was aus den anderen Abteilungen kam, an mich gerichtet. Das waren die Berichte über begangene Verbrechen im Großraum London, die sich während der vergangenen Nacht zugetragen hatten.

»Toll!« rief ich und schob Suko den Kram rüber. »Du warst doch so arbeitswütig.«

Suko verzog das Gesicht und erinnerte mich an einen Nußknacker. Einen Brief hatte Glenda noch zurückgehalten. Sie hielt ihn in der Hand und wedelte damit.

»Riecht nach einem teuren Parfüm«, meinte sie.

»Ist er für mich?«

»Ja.«

»Absender?«

»Keiner.«

Ich grinste. »Ho, sicherlich eine meiner zahlreichen Verehrerinnen. Dann geben Sie ihn mal her.«

Glenda legte ihn nicht gerade sacht auf den Schreibtisch und verschwand.

Ich grinste weiter, und Suko machte einen langen Hals. »Ist privat, nicht?«

»Sehr.« Dabei nahm ich den Brieföffner und schlitzte das Kuvert auf.

»Wer hat denn geschrieben?«

»Noch weiß ich nichts.« Ich holte den Brief hervor und faltete ihn auseinander.

Eine Frauenhandschrift, das sah ich sofort. Außerdem verschicken wohl die wenigsten Männer duftende Briefe. Ich las und mußte plötzlich lächeln.

Nadine Berger hatte mir geschrieben.

Großer Gott, Nadine!

Die Schauspielerin mit dem prickelnden Sex. Braunrot das lange Haar, ein feingeschnittenes Gesicht, temperamentvoll und mit Feuer im Blut. Wir kannten uns schon sehr lange. Ich hatte sie mal aus den Klauen von Dr. Tod befreit. Ein paarmal waren wir uns später begegnet, zuletzt in einem Kaff, wo sie die Verlobung mit einem gut aussehenden Antiquitätenhändler feierte. Das Fest platzte. Daran war die Teufelsuhr schuld, der Verlobte hatte sich zudem nicht gerade als

charakterfest erwiesen und war schließlich umgekommen.
Nadine und ich waren gemeinsam nach London zurückgefahren.
Wir übernachteten in einem kleinen, verschwiegenen Hotel.
Wir hatten nicht nur geschlafen, und schlagartig fielen mir wieder einige »Sünden« ein. Außer Myxin und Kara wußte niemand etwas davon. Jane hätte mir sicherlich die Augen ausgekratzt, und auch Glenda wäre eingeschnappt gewesen.
Mir aber hatte es damals gefallen. Es war klar, daß ich mich sofort wieder erinnerte.
Erst jetzt las ich den Brief. Nadine erinnerte noch einmal an die gemeinsam verbrachte Nacht und wie schön es doch gewesen war, bevor sie zum eigentlichen Grund des Schreibens kam. Sie drehte einen Film in London. Ich arbeitete in dieser Stadt, und es lag praktisch auf der Hand, daß wir uns trafen. Sie schlug einen Anruf vor und hatte auch das Datum sowie die Uhrzeit hinzugeschrieben.
Es war der heutige Tag. 18.00 Uhr. Klar, das war leicht zu schaffen. Und wenn ich mir Urlaub nahm. Nadine Berger mußte ich einfach sehen.
»Na, wer ist es?« fragte Suko, der die Unterlagen zur Seite gelegt hatte.
»Nadine Berger.«
»Oh, ist sie wieder im Lande?«
»Ja, sogar in London.«
»Und wann seht ihr euch?«
»Du schaltest ja schnell.«
»Mann, John, ich brauche nur dein Gesicht zu sehen, du bist ja richtig happy.«
»Okay, du Quälgeist, wir sehen uns wahrscheinlich am heutigen Abend, falls nichts dazwischenkommt.«
»Ist doch klasse.«
»Ja, das ist es.«
»Nadine wollte doch eigentlich nicht mehr filmen nach der Sache mit dem unheimlichen Mönch.«
»Nein und ja. Sie hatte keine Lust, Gruselstreifen zu drehen. Hätte ich auch nicht.«
»Und was macht sie in London?«
»Keine Ahnung, aber morgen werde ich mehr wissen.«
Suko grinste. »Nimm dir lieber Urlaub, die Nacht kann lang werden, Alter.«
»Ich weiß mich zu beherrschen.«
»Das haben auch andere gesagt. Ich verrate dich nicht, John. Jane wird nichts hören.«
»Es ist ja auch nichts dabei«, erwiderte ich lauter als eigentlich nötig.
»Klar, John.«

Beide mußten wir lachen. Dann meldete sich das Telefon, und Sir James verlangte nach uns. Es ging um den letzten Fall.

Er wollte noch einige Einzelheiten wissen, die er in den Computer eingeben wollte, damit der ein umfassendes Bild erhielt.

Suko redete mehr als ich, denn ich war mit meinen Gedanken schon bei Nadine Berger.

Auf den Abend freute ich mich wirklich…

***

Zuerst schlitzten sie ihm das Hemd auf. Dann spürte Serge Wilder die kalte Klinge des Stiletts auf seiner Brust. Zu sehen war nichts, da der dunkle Haarpelz des schwarzhaarigen Mannes den blitzenden Stahl verdeckte.

Die beiden Männer waren wie grausame Todesboten in sein Hotelzimmer eingedrungen. Ohne ein Wort zu sagen, hatten sie den schmächtigen Serge gepackt und auf die Liege geworfen.

Einer war an das Kopfende der Liege getreten. Fünf Finger hielten das Haar des Mannes fest, und Wilder spürte den scharfen Schmerz, der durch seinen Kopf zuckte.

Wenn Serge die Augen aufriß und nach oben schielte, konnte er das breitflächige Gesicht des Mannes sehen. Es war zu einem Grinsen verzerrt, und in den Augen lag ein metallisches Funkeln.

Dieser Kerl kannte kein Erbarmen, ebensowenig wie der Mann mit dem Stilett.

Der sprach auch. »Du kannst wählen, Filmemacher. Entweder spielst du diesmal die zweite Geige, oder wir schlitzen dich auf. Ist das nicht schön?«

»Was – was wollt ihr?«

»Sagen wir dir gleich.« Der Mann mit dem Stilett zog die Nase hoch. Er war erkältet. »Spielst du mit?«

»Habe ich eine Wahl?«

»Wenn du zu denen gehörst, die Todessehnsüchte in sich tragen, bestimmt.«

»Ich – ich mache mit.«

»So schnell?« Der Stilettmann grinste schief. »Das können wir dir kaum glauben, Serge, deshalb wollen wir dir eins sagen. Wenn du falschspielen willst, dann killen wir nicht dich, sondern deine Mutter.« Der Mann nannte die Adresse des Altersheims, in dem sie lebte. »Reicht das für dich?«

»Ihr Schweine. Ihr verdammten…«

»Sei ruhig, Junge. Wir wollen ja nicht viel von dir. Nur den Schlüssel, der es uns erlaubt, in das Atelier zu gelangen. Das ist alles. Gibst du ihn uns?«

»Ich habe nur einen.«

»Das wissen wir, aber du kannst dir schneller und unauffälliger einen zweiten besorgen als wir.«

Serge schwieg.

Der Mann, der seine Haare festhielt, meldete sich und zog noch ein wenig, so daß Serge aufstöhnte. »Ich an deiner Stelle würde es mir nicht zu lange überlegen, Filmemacher. Mein Freund ist normalerweise ein Gemütsmensch, aber er kann sehr sauer werden, wenn er sich auf den Arm genommen fühlt.«

»Ja, das kann ich.«

Und Serge spürte den winzigen Stich auf seiner Brust.

»Ihr könnt ihn haben«, keuchte er.

»Brav«, lobte der Messermann und setzte sich aufrecht. Das Stilett hielt er in der Hand. »Und nun hol ihn.«

Auch der andere Kerl ließ los. Serge richtete sich auf. Für einen Moment verwandelte sich das Hotelzimmer in einen Kreisel.

Alles verschwamm vor seinen Augen, er mußte sich erst mit der neuen Lage zurechtfinden.

»Mach schon!«

Da stand er auf. Gebeugt ging er dorthin, wo sein Jackett hing.

Es lag über der Stuhllehne. Der schwarze Samt schimmerte an einigen Stellen schon grau.

Der Schlüsselbund befand sich in der Innentasche. Er war flach und aus schwarzem Leder. Der Kerl mit dem Stilett riß ihn ihm aus der Hand. »Und zu keinem ein Wort«, drohte er, »sonst ist es um dich geschehen, mein kleiner Tango-Junge.«

Der Regisseur schüttelte den Kopf. Er sah gar nicht hin, wie die Männer sein Zimmer verließen, zuckte nur zusammen, als die Tür hart ins Schloß fiel.

Schwer ließ er sich auf einen Stuhl fallen, holte ein weißes Tuch aus seiner Hosentasche und tupfte das Blut von der Brust. Die Typen würden ernst machen, das stand fest. Serge Wilder kannte sich da aus. Schauspieler waren es bestimmt nicht.

Und seine Mutter lebte tatsächlich in dem Altersheim. Wenn ihr etwas geschah, würde er sein Leben lang nicht mehr froh werden.

Aber was bezweckten sie damit? Wofür brauchten sie die verdammten Schlüssel? Der Film war doch kein Geheimprojekt wie der letzte Bond. Er wurde zwar in den gleichen Studios gedreht, doch um den Inhalt und um technische Tricks machte man kein großes Geheimnis. Da war Serge Wilder auch gar nicht der Mann für. Er drehte sowieso keine spektakulären Action-Filme, sondern lieber Krimis der französischen Art. Mit ein wenig Psychologie.

Und jetzt dies.

Mit noch immer zitternden Knien schlurfte er ins Bad und klebte ein Pflaster auf die kleine Wunde. Das Hemd zog er aus und stopfte es in

den kleinen Mülleimer unter dem Waschbecken.

Dann drehte er den Hahn auf, ließ Wasser in seine zu einem Trichter geformten Hände laufen und schleuderte es sich ins Gesicht.

Das erfrischte.

Als Serge hochkam, sah er sein Gesicht im Spiegel. 37 war er jetzt, die Haut sonnenbraun, aber auch von einigen zu tiefen Falten durchzogen. Das machte das ausschweifende Leben, das der Job unweigerlich mit sich brachte. Die Augen blickten müde.

Sie waren ebenso dunkel wie das Haar, das lockig auf seinem Kopf wuchs. Serge Wilder war ein schmales Bürschchen und im Filmgeschäft bekannt. Zehn Streifen waren unter seiner Regie entstanden, keinen hatten die Kritiker zerrissen. Er fühlte sich noch als Jungregisseur und verstand es, mit seinen Filmen alle Altersschichten in die Kinos zu locken.

Der neue Streifen sollte wieder ein Krimi sein.

Die Außenaufnahmen befanden sich bereits im Kasten, was jetzt folgte, war harte Studioarbeit.

Am späten Nachmittag wollten sie beginnen, und zwar eine Szene mit der Hauptdarstellerin Nadine Berger. Sie war erst vor einigen Stunden in London eingetroffen. Serge Wilder hatte ihr Zeit gegeben, sich zu akklimatisieren.

Wilder und sie hatten sich in Rom kennengelernt. Auf einer der zahlreichen Filmpartys. Gehört hatte Serge schon von Nadine Berger, aber noch nie einen Film mit ihr gemacht. Auf der Party waren sie ins Gespräch gekommen, und als Serge die Schauspielerin fragte, da hatte sie zugestimmt.

Ja, sie würde filmen. Serge sollte der Regisseur sein. Der Titel stand auch schon fest. »Der vergessene Mord« sollte der Film heißen. Ein Psychokrimi, wie gesagt. Doch nun war Serge Wilder selbst in einen Krimi hineingeraten. Er war von zwei Kerlen besucht worden, die meilenweit nach Mafia rochen.

Wilder kannte sich da ein wenig aus. Drei Jahre Italien waren für ihn eine harte Lehre gewesen. Dort hatte er auch erlebt, daß die Mafia ins Filmgeschäft einsteigen wollte. Zwar noch nicht ganz oben – an die weltberühmten Regisseure traute man sich nicht heran –, aber in den schnell abgedrehten B-Produktionen mischten schon Mafiosi mit.

Serge Wilder stieß einen Fluch durch die Zähne. Daß es ausgerechnet ihn treffen mußte, das ärgerte ihn am meisten. Hätten sich die Burschen keinen anderen aussuchen können?

Was war schon dabei, wenn er ihnen den Schlüssel überließ?

Nichts. Und deswegen das Leben seiner Mutter aufs Spiel zu setzen erschien ihm zu riskant. Nein, er wollte und würde sich fügen, das lag auf der Hand.

Wilder trocknete sich ab und holte ein frisches Hemd aus dem Koffer.

Ebenfalls ein weißes, er liebte diese Farbe. Und natürlich seine Samtanzüge, die sehr eng geschnitten waren. Er hatte mehrere davon.

Kaum hatte der Regisseur die Knopfleiste geschlossen, als er das Pochen an der Tür hörte.

Für einen Moment zitterten seine Knie. Kamen die beiden jetzt zurück? Nein, bestimmt nicht. Die hätten sicherlich nicht an geklopft.

»Wer ist da?«

Eine weibliche Stimme sagte den Namen.

Der Regisseur lächelte.

»Komm rein, Nadine, ich warte schon auf dich.«

Die Schauspielerin öffnete und schob sich ins Zimmer. Sie hatte sich nach dem Flug umgezogen und zuvor geduscht. Frisch wie der Frühling wirkte sie. Das Make-up sehr dezent aufgetragen, die moderne rote Cordhose hörte am Knie auf, und das Grün der dicken Strümpfe wiederholte sich in dem kittelartigen Pullover, der nur aus bunten Wildlederflicken zu bestehen schien. Das rote Haar hatte sie so gesteckt, daß ihre Ohren frei lagen. Die grünen Augen blitzten, als sie Serge anlächelte.

»Grüß dich«, sagte sie und hauchte ihm einen Kuß auf die Wange.

»Meinetwegen können wir beginnen.«

Wilder schaute auf die Uhr. »Es ist doch erst vierzehn Uhr.«

»Das weiß ich, Serge, aber ich habe um achtzehn Uhr eine Verabredung mit einem Freund.«

»Verschieb sie.«

»Nein«, erwiderte die Schauspielerin entschieden. »Das geht auf keinen Fall. Den Mann sehe ich zu selten, zuletzt vor acht Monaten oder noch mehr. Da hat uns der Zufall zusammengeführt. Ich möchte diesen Termin auf keinen Fall verschieben.«

»Das wird schwer sein.«

»Serge, sei lieb und versuche es, bitte.«

Wilder grinste. »Du weißt genau, Nadine, daß ich dir keinen Wunsch abschlagen kann: All right, ich werde sehen, was sich machen läßt.« Er griff zum Telefon, während Nadine in einem Sessel Platz nahm und die Beine übereinanderschlug. Aus dem Etui holte sie eine Zigarette hervor und zündete sie an.

Serge telefonierte. Er redete dabei nicht nur mit dem Mund, sondern mit Händen und fast auch mit Füßen, denn still sitzen bleiben konnte er nicht. Auf jeden Fall gab er sein Bestes und versuchte, das Produktionsteam auf die Beine zu bringen.

Das war nicht ganz einfach, denn zahlreiche Leute waren organisiert und mußten erst nachfragen, ob die Gewerkschaft nichts einzuwenden hatte.

Zwanzig Minuten später – Serge Wilder war mittlerweile in Schweiß gebadet – hatte er einen Erfolg zu vermelden. »Es klappt«, sagte er

und ließ sich in den zweiten Sessel fallen.
»Ich danke dir.«
»Du hast gut reden.« Serge holte sein Taschentuch hervor und wischte über die Stirn.
Nadine sah die roten Flecken. »Das ist ja Blut«, sagte sie.
»Wo?«
»Na, an deinem Taschentuch.«
Erst jetzt schien Serge die Flecken zu bemerken. »Ich habe mich geschnitten«, sagte er schnell.
»Ach so.«
Der Regisseur stand auf. »Los, Nadine, wenn du schon so früh anfangen willst, dann wollen wir nicht zu spät kommen. Wir…«
Er stockte und runzelte die Stirn.
»Hast du was?« fragte die Schauspielerin.
»Ja, verflucht. Meine Schlüssel sind verschwunden.«
»Welche Schlüssel?«
»Die fürs Studio.«
»Wenn du sie nicht findest, kommen wir dann nicht mehr rein?« fragte Nadine.
»Möglich.«
»Da muß doch einer sein, der einen Ersatzschlüssel hat«, wandte die Schauspielerin ein.
Serge Wilder unterbrach seinen unruhigen Lauf. »Ja, das stimmt. Nur ist mir das peinlich, wenn ich den Mann…«
Nadine konnte manchmal sehr resolut sein. Wie in diesen Momenten.
Sie packte Serge an der Schulter und drängte ihn zur Tür.
»Komm jetzt mit, wir können hier nicht länger bleiben. Die anderen werden warten.«
»Okay, okay, ich bin schon unterwegs.« Serge atmete innerlich auf. Sein Bluff hatte gut geklappt, und er dachte bei sich: Eigentlich hätte ich auch Schauspieler werden können…

***

Das Gespräch mit Sir James hatte sich fast den gesamten Vormittag hingezogen. Anschließend waren Suko und ich in die Kantine gegangen, um einen Bissen zu uns zu nehmen.
Es hatte sich mittlerweile herumgesprochen, daß der Chinese als Inspektor eingestellt worden war. Mir waren früher schon einige Kollegen gram gewesen, als ich so früh befördert worden war. Bei Suko war es nun ähnlich. Er wurde von den anderen geschnitten.
Wenn sie ihn anschauten, dann mit bösen Blicken.
Es gab ein Gehacktes-Gericht und dazu Blumenkohl. Beides schmeckte uns nicht. Es fehlte die Würze.
Dafür trank ich noch Kaffee als Abschluß. Der war ein wenig besser

als der Fraß.

An diesem Tag wollte die Zeit überhaupt nicht herumgehen.

Ich war regelrecht aufgeregt. Endlich sah ich Nadine wieder.

Diese Frau hatte schon von Beginn an einen bleibenden Eindruck bei mir hinterlassen. Und das lag immerhin einige Jahre zurück.

Nachdem die Tasse leer war, fuhren wir hoch in unser Büro.

Den Aktenstapel nahm ich von Sukos Tisch, teilte ihn in zwei Hälften und ließ eine bei Suko liegen.

Die andere nahm ich.

Schließlich konnte ich die Zeit bis zum Feierabend nicht herumsitzen und Däumchen drehen.

In London war einiges passiert. Auch bei uns nahm die Quote der kriminellen Delikte von Jahr zu Jahr zu. Die Polizei stöhnte unter dem Druck und der Belastung der Verbrechen, und sie stöhnte gleichzeitig über den Personalmangel.

Morde, zwei an der Zahl, Raubüberfälle, Einbrüche, Vergewaltigungen, Schlägereien, das summierte sich. Zentren waren meist die Viertel der Armen und der Kolonial-Engländer, wobei eigentlich beide identisch waren.

Als das Telefon läutete, war ich direkt froh, von den Akten aufsehen zu können.

»Sinclair!«

Eine normale Antwort erhielt ich nicht. Dafür hörte ich ein seltsames Geräusch, was mich an ein Keuchen oder heftiges Schnauben erinnerte. Ich gab Suko ein schnelles Zeichen und schaltete den Lautsprecher zu, so daß der Chinese mithören konnte.

»Wer ist da?« fragte ich.

»Du kennst mich, Sinclair.«

»Möglich.«

»Ja, wir haben uns schon mal gesehen, und ich will dir nur eins sagen, Geisterjäger: Ich sitze dir im Nacken. Verdammt nahe sogar. Du wirst dein Grab in London finden und einige andere auch. Merke es dir genau, der Rächer ist nahe.«

Das waren die letzten Worte des Anrufers. Wir hörten nur noch das Freizeichen.

Das Gespräch war automatisch aufgezeichnet worden. Ich ließ die Spule zurücklaufen und dann wieder vor. Noch einmal lauschten wir den Worten.

»Einwandfrei eine Frau«, sagte Suko nach dem Durchlauf. »Das war genau zu hören.«

Plötzlich saß mir ein Kloß im Magen. Ich dachte an das Treffen mit Nadine. Wenn mir jemand auf der Spur war, konnte es auch für die Schauspielerin gefährlich werden. »Wer könnte das sein?« fragte ich und schaute Suko dabei an.

Der Chinese hob die Schultern. »Vielleicht Lady X?«

»Nein.« Entschieden schüttelte ich den Kopf. »Die Stimme hätte ich erkannt. Außerdem hat sie genug damit zu tun, sich an ihr Vampirdasein zu gewöhnen.« Ich nahm einen Bleistift in die Hand und klopfte mit der runden Seite auf den Tisch. »Wer käme dann außer ihr noch in Frage? Das würde mich interessieren.«

»Asmodina«, sagte Suko.

»Auch nicht. Zu so billigen Tricks braucht die Teufelstochter nicht zu greifen.«

»Genau.« Suko streckte seine Beine aus. »Wer war es also?«

Ich verzog die Mundwinkel. »Da gibt es viele, denen wir auf die Füße getreten sind.«

»Nur leben die meisten nicht mehr«, konterte Suko. »Sind zu Asche geworden oder haben sich in eine Schwefelwolke aufgelöst.«

»Stimmt auch wieder.« Weil ich nicht mehr weiterwußte, ließ ich das Band noch einmal abspielen. Auch Suko hörte konzentriert zu.

Als es abgelaufen war, kreuzten sich unsere Blicke.

»Denkst du das gleiche wie ich?« erkundigte sich Suko.

»Wahrscheinlich.«

»Und?«

»Die Stimme haben wir schon einmal gehört.«

Mein Partner nickte heftig. »Ja, das meine ich auch. Die Frau hat sich zwar verstellt, aber gehört haben wir die Stimme schon. Wenn ich nur wüßte, wo.«

Ich spielte weiter mit dem Bleistift. »So lange kann es eigentlich noch nicht her sein«, murmelte ich. »Oder was meinst du?«

Da stimmte mir Suko zu. »Allerdings frage ich mich, wem wir in letzter Zeit so auf die Zehen getreten sind.«

»Ja, es muß noch nicht lange her sein. Sonst hätten wir die Stimme nicht erkannt.«

»Wem gehört sie?« sagte Suko mehr zu sich selbst.

Ich ließ die vergangenen Fälle Revue passieren und blieb dort hängen, wo auch Suko stockte. Wir sprachen es fast gleichzeitig aus.

»Die Mannequins!«

»Und drei sind entkommen«, sagte ich schnell. »Violetta Valeri, Corinna Camacho und Karin Bergmann. Angie Hall hast du getötet, Suko. Nein, die drei sind nicht verbrannt oder sonstwie umgekommen. Die konnten flüchten und werden zurückschlagen.«

»Dann hat diese Valeri angerufen«, sagte Suko. »Sie haben wir ja am längsten reden gehört.«

»Auf dem Laufsteg.«

»Genau.«

Ich zündete mir eine Zigarette an. »Sie überschätzt sich wieder einmal maßlos. Wir sind gewarnt und können uns darauf einstellen.

Eine bekannte Gefahr ist nur eine halbe Gefahr.«

Suko wiegte den Kopf. »Ich wäre da nicht so optimistisch.«

Sprunghaft wechselte er das Thema. »Fährst du heute trotzdem zu deinem Treffen, John?«

»Und wie. Daran können auch ehemalige Models nichts ändern. Zudem beweist die Erfahrung, daß zwischen der Warnung und Tat zumeist eine große Zeitspanne liegt.«

»Hoffentlich hast du recht.«

Ich zwinkerte meinem Freund zu. »Bestimmt.«

***

Sie waren in die große Studiohalle hineingekommen. Der Leiter des Wachpersonals hatte auf- und auch wieder abgeschlossen.

Wenn die Dreharbeiten beendet waren, sollte man ihn anrufen und auf keinen Fall die Notausgänge benutzen.

Damit hatte sich jeder vom Team einverstanden erklärt. In den abgeteilten Garderoben stand Nadine und zog sich um. Sie mußte sich das überstreifen, was sie in der Szene trug. Viel war es nicht.

Ein raffiniert geschnittenes Nachthemd mit einem weiten Ausschnitt und schmalen Trägern, die zwei Brücken über die wohlgerundeten Schultern bauten. Nadine betrachtete sich skeptisch im Spiegel. Sie hatte in den letzten Wochen zugenommen, was ihr allerdings ganz gut stand. Zudem machte sich John Sinclair nichts aus dürren Frauen. Sie freute sich wirklich auf das Treffen mit ihm und lächelte, als sie daran dachte, wie sie mit ihm eine Nacht erlebt hatte. Meine Güte, wie Schulkinder hatten sie sich fast benommen, aber es war schön gewesen, und der Abschied war beiden sogar ein wenig schwergefallen.

Es klopfte. Auf das »Come in« betrat die Garderobiere den schmalen Raum. Sie war gleichzeitig Maskenbildnerin, eine ältere Frau, die sich auch von hysterischen Filmstars nicht aus der Ruhe bringen ließ.

»Ist bei Ihnen alles klar, Miss Berger?« erkundigte sie sich.

»Ja, danke.«

»Keine Probleme mit der Kosmetik?«

»Nein.«

Die Frau lächelte. »Ich werde trotzdem in Ihrer Nähe sein, Miss Berger.«

»Vielen Dank, das ist nett.«

Nadine rauchte ihre Zigarette zu Ende. Sie wartete auf das Startzeichen. Wegen ihr hätten sie schon längst beginnen können.

Sie mußte in dieser Szene eine Frau spielen, die im Bett liegt und erwürgt wird. Das war dann der vergessene Mord. Obwohl Nadine im Film tot war, lebte sie als ihre Zwillingsschwester und Rächerin weiter. Sie machte sich dann auf die Suche nach dem Täter. Eine ganz

einfache Rachegeschichte, aber der Regisseur wollte mehr daraus machen.

Ihm erging es da ebenso wie vielen Schriftstellern, die alles mögliche aus ihren Büchern herauslasen und hineininterpretierten, nur die Geschichte, die fand man nicht.

»Nadine!«

Das war Serge Wilder, der gerufen hatte. »Nadine, bitte.« Er bemühte sich selbst und öffnete die Tür. »Warum kommst du denn nicht?«

»Wieso? Ich habe nichts gehört.«

»Aber ich hatte dich rufen lassen. Durch den Lautsprecher.«

»Sorry, da war nichts.«

Der Regisseur duckte sich, drehte den Kopf und schielte in die Höhe. Der Lautsprecher hing über der Tür und dem Garderobenspiegel. Ob er defekt war, konnte man mit bloßem Auge nicht erkennen, allerdings sah Wilder keinen Grund, Nadine nicht zu glauben.

Er nahm sie an der Hand und führte sie aus der Garderobe.

»Nachher gehst du mir noch verloren«, sagte er und lachte.

Nadine lächelte auch. Sie war überrascht worden von der Größe dieser Filmhalle. Da konnte man wirklich gewaltige Action-Spektakel drehen, und für einen Film, wie Serge Wilder ihn drehte, war die Halle viel zu groß. Das alles störte nicht, sie brauchten ja wirklich nur einen kleinen Flecken, zudem war es für Wilder interessant, diese großen Bauten zu sehen, falls er mal einen ähnlichen Film drehen wollte, der sich mit den Bond-Projekten vergleichen ließ.

Zwei Kameras waren aufgebaut, und für Nahaufnahmen nahmen sie kein Tele, sondern die Handkamera. Sie schleppte der Regieassistent. Er hieß Max, den Nachnamen kannte kaum einer von ihnen, dafür seinen langen Haarschopf, der im Nacken zu einem Zopf zusammengeflochten war. Max konnte etwas in seinem Job. Er und Serge arbeiteten gern zusammen.

Das Bett war bereits aufgebaut, ebenso die beiden Zimmerwände.

Die Tapeten schimmerten violett. Zwei Bilder hingen über dem Kopfende, und das gefilterte Licht eines Scheinwerfers schuf eine heimelige Schlafzimmeratmosphäre.

»Du weißt Bescheid, Nadine?« fragte Serge.

Die Schauspielerin nickte.

»Dann los.«

Nadine Berger setzte sich auf das Bett. Die Matratzen, sie bestanden nur aus Schaumstoff, waren nahezu widerlich weich.

Nadine verzog das Gesicht.

Serge, der auf einem Klappstuhl saß, bemerkte die Regung.

»Stimmt etwas nicht?«

»Doch, alles in Ordnung.« Sie legte sich hin. Das weiße Nachthemd reichte bis zu den Knöcheln. Es bedeckte den Körper der Frau wie ein

großer Schleier. Nadine ordnete ihre Haare, damit sie ihr nicht zu sehr ins Gesicht fielen, und winkelte den linken Arm an.

Zwei Tontechniker schoben die beiden Mikrophone heran. Sie hingen an einer langen Stange, denn Serge wollte die Atemzüge der Frau aufnehmen.

Ihr Mörder lauerte bereits hinter den dürftigen Kulissen. Nur war es kein Mensch, sondern ein Monster…

***

Logan Costello hatte tatsächlich geholfen, als sich die beiden ehemaligen Mannequins mit ihm in Verbindung setzten. Zwar mußte er zuerst Rückfrage halten, erhielt jedoch von Solo Morasso die Bestätigung, daß den beiden Frauen jede Unterstützung gewährt werden sollte.

Logan Costello war wohl der einzige, der wußte, wie er sich mit Dr. Tod in Verbindung setzen konnte. Das geschah durch ein kleines Gerät, das aussah wie ein Taschenrechner. Costello mußte einen bestimmten Zahlenrhythmus eintippen, abwarten, dann wurde er angerufen. So war es auch jetzt gewesen.

»Töte Nadine Berger!«

Der Befehl war klar und deutlich gesprochen worden, und Logan Costello hielt sich daran. Er war Dr. Tods rechte Hand hier in London, denn er wollte die Aktivitäten eines John Sinclair überwachen, um Morasso Bericht zu erstatten.

Dr. Tod und seine Mordliga hatten sich erst einmal zurückgezogen. Sie mußten alte Wunden lecken und sich vor allen Dingen damit abfinden, daß Lady X zu einem Vampir geworden war.

Durch diese Tatsache mußte er den ganz großen Plan, Asmodina zu vernichten, erst einmal für eine Weile zurückstellen und alles neu überdenken. Auch Sinclair wurde zweitrangig, was nicht heißen sollte, daß er nicht alles tun würde, um diejenigen zu unterstützen, die dem Geisterjäger an den Kragen wollten.

Deshalb hatte Dr. Tod auch sofort reagiert und ein Wesen geschickt, das normalerweise in tiefsten Regionen des Schreckens lauerte.

Es war das Mordmonster!

Morasso hatte es durch seinen Würfel beschworen und auch von Asmodina die Einwilligung erhalten, es für seine Zwecke einspannen zu können. Normalerweise lebte es in einer Welt des Grauens, die noch keines Menschen Auge gesehen hatte. Eine grüne, schuppige Bestie, die Mischung zwischen Mensch und Reptil.

Es hatte Arme wie ein Mensch, einen langen, flachen Oberkörper und einen Kopf, der widerlich aussah.

Er war ziemlich groß, mit einem flachen Gesicht, in dem die Nase aussah wie die eines Gorillas. Übergroß wirkten die Augen.

Sie hatten jedoch keine Pupillen, sondern zahlreiche weiße Punkte, die in den Höhlen wie Schneeflocken lagen und nie schmolzen. Haare wies der Schädel nicht auf. Dafür einige lange, nach oben gerichtete Strähnen, die wie die Zinken eines Kamms wirkten.

Die Haut war hart, dazu schuppig, Beine hatte das Untier nicht.

Der Unterkörper war langgezogen und erinnerte an den Rumpf eines Krokodils.

Das Monster tötete mit dem Maul.

Der Auftrag war klar, und das Untier war es gewohnt, bedingungslos zu gehorchen.

Schon lange hielt es sich in der gewaltigen Halle auf. Verstecke gab es genug. Von den Menschen ahnte niemand etwas. Aus sicherer Deckung hatte das Untier das Eintreffen der Filmleute abgewartet und vor allen Dingen die Frau beobachtet, die sterben sollte.

Es verstand die menschliche Sprache. Die Schwarze Magie der Asmodina ermöglichte dies, und es hörte genau zu, wie die Filmszene abzulaufen hatte.

Für das Monster stand fest, daß es nicht nur die Frau aus dem Weg schaffen würde, sondern auch noch einen weiteren Zeugen.

Den Mann, der die Schauspielerin im Film umbringen sollte.

Er hockte auf einer Kiste und spielte mit dem Messer, das präpariert worden war. Noch besprachen die anderen die Szene.

Zum Glück hatte sich der Schauspieler ein wenig abgesondert. Er war kein Star, der Regisseur hatte ihn von einem kleinen Londoner Theater geholt und verpflichtet.

Der Mann hockte hinter der kleinen Dekoration. Er kannte die Leute vom Film kaum und fand deshalb auch kein Gesprächsthema.

Fünfzig Pfund sollte er für den »Mord« erhalten, eine Gage, die er noch rasch mitnahm, denn am Abend mußte er wieder auf der Bühne stehen und in einem Stück von Shakespeare mitwirken.

Das Monster näherte sich ihm.

Es war schon sehenswert, wie es sich trotz seiner Größe nahezu lautlos bewegte.

Kein Geräusch verriet, daß es sich bereits auf den Weg zu seinem Opfer gemacht hatte. Zudem sprach der Regisseur noch mit den Kameraleuten, und Serge hatte eine laute Stimme. Dies und die Dunkelheit außerhalb des Drehbezirks kamen dem Untier entgegen.

Der Schauspieler ahnte von nichts. Er trug einen schwarzen Pullover und eine dunkle Hose. Von ihm würde nicht viel in dem Streifen zu sehen sein. Für einen kurzen Augenblick der Oberkörper, die Hand mit dem Messer, das verzerrte Gesicht – aus.

Gage kassieren und weg. Daran dachte der Mann.

Und das Monster dachte an Mord. Die Hälfte der Strecke hatte es bereits hinter sich gebracht. Nach wie vor war der Mann ahnungslos.

Nicht im Traum dachte er an eine Gefahr, doch die war vorhanden.

Einen Schatten, ein schleifendes Geräusch, das nahm der Schauspieler noch wahr. Er fuhr auch herum, kam halb in die Höhe, als ihn der Hieb traf.

Er spürte den Treffer am Kopf. Schmerzen durchzuckten seinen Schädel, seine Haut riß auf, und er spürte eine warme Flüssigkeit über die Wangen rinnen.

Er wußte, daß es sein Blut war, doch er kam nicht mehr dazu, weiter darüber nachzudenken oder einen Schrei auszustoßen, denn plötzlich hechtete eine grauenerregende Gestalt auf ihn zu, und noch bevor der Schauspieler seine Arme zur Abwehr hochreißen konnte, prallte das schuppige Wesen schon gegen ihn. Der Mann fiel zu Boden. Er schlug mit dem Hinterkopf auf.

Sterne blitzten vor seinen Augen, die noch im selben Moment verschwanden und der Dunkelheit wichen, die den Beginn einer Bewußtlosigkeit ankündigte.

Zum Glück, denn so merkte er nicht mehr, daß sich die Zähne des Monsters in seine Kehle bohrten.

Der Mann starb.

Das Wesen aber richtete sich auf. Neben dem Toten blieb es hocken. Gehört hatte niemand etwas, denn die Menschen diskutierten noch über die Szene.

Bis der Regisseur nach Ruhe verlangte.

Es wurde gedreht.

Das Mordmonster schob sich lautlos und behutsam ein wenig vor, bis es dicht hinter der Kulissenwand stand, die die Abtrennung zum »Schlafraum« markierte.

Es hob beide Arme und krümmte die Pranken. Damit würde es die Wand einschlagen und wie ein Unwetter über die ahnungslose Frau kommen…

***

Sie drehten!

Allerdings noch nicht die Szene, sondern die schlafende Nadine Berger. Sie sollte ja nichts von all dem ahnen, wenn sich ihr Mörder anschlich. Der Killer würde sie im tiefen Schlaf überraschen.

Es war wie immer. Das leise Surren der Kameras, deren künstliche Augen auf die »schlafende« Frau gerichtet waren, die nervöse Spannung und das genaue Hinschauen des Regisseurs.

Serge Wilder war zufrieden. Nadine Berger spielte die Rolle ausgezeichnet. Man nahm ihr den echten Schlaf wirklich ab. Sie lag nicht nur ruhig da, sondern atmete gleichmäßig und bewegte sich manchmal so, wie die Menschen es taten, wenn sie im tiefen Schlaf versunken im Bett lagen.

Ein Lächeln stahl sich auf die Lippen des Regisseurs. Das war gut gemacht, sogar sehr gut.

»Kamera stopp!« rief er. »Im Kasten.« Serge stand auf. Auch Nadine öffnete die Augen und setzte sich hin.

Serge fuchtelte mit beiden Armen in der Luft herum.

»Fantastisch, Mädchen. Du warst großartig, wir brauchen die Szene kein zweites Mal zu drehen.«

Nadine lächelte. Das bedeutete Zeitersparnis, vielleicht konnte sie sich noch früher mit John Sinclair treffen.

»Und jetzt den Mord«, sagte Serge Wilder. »Alles klar?« rief er, während sich Nadine wieder hinlegte.

Die Kameraleute nickten, der Regieassistent ebenfalls, nur von dem »Mörder« hörte er nichts.

»He, Mann, was ist? Bist du hinter der Bühne eingeschlafen?«

Keine Antwort.

Serge wurde ärgerlich. Bisher hatte alles so gut geklappt.

Es fehlte ihm noch, wenn der Schauspieler verrückt spielte. Er drehte den Kopf und wandte sich an seinen Assistenten. »Sieh doch mal nach, Max!«

»Okay.« Max setzte sich in Bewegung. Er war zwei Schritte weit gekommen, als es geschah.

Plötzlich splitterte die Kulissenwand, und im nächsten Augenblick erschien der Oberkörper einer grauenerregenden Gestalt aus den umherfliegenden Sperrholzteilen.

Alle sahen das Monster, und jeder war entsetzt. Sie sahen auch das blutige Maul und ahnten die schreckliche Wahrheit, die sich bei Nadine Berger noch einmal wiederholen sollte…

***

Für mich hatte es keinen Sinn mehr gehabt, weiter im Büro sitzen zu bleiben. Suko versprach mir, die Stellung zu halten. Ich wollte Nadine vom Studio abholen. Zum Glück wußte ich, wo sie drehten, sie hatte es mir geschrieben.

Mit dem Bentley quälte ich mich durch den dichten Londoner Nachmittagsverkehr. Es war schon ein Kreuz, um diese Zeit voranzukommen, aber fliegen konnte ich nicht.

Es regnete nicht mehr. Allerdings schien auch nicht die Sonne.

Ein trüber Herbsthimmel spannte sich wie ein unendlicher Vorhang über London. Das Laub der Bäume war bunt. Besonders die Blätter der Birken glänzten wie goldene Taler.

Langsam legte die Natur ihr Kleid ab und bereitete sich auf den Winter vor.

Wieder einmal…

Wenn ich mir so die Jahreszeiten anschaute und mit eigenen Augen

ansah, wie rasch sie vorbei waren, dann wurde ich immer daran erinnert, wie schnell man doch älter wird.

Als ich ein Blumengeschäft sah, hielt ich an. Dabei fuhr ich schräg auf den Bürgersteig, da ich sonst keinen Parkplatz in der Nähe sah.

Zudem war es nur für wenige Minuten.

Die Verkäuferin stellte mir einen wunderschönen Strauß zusammen, ich selbst hatte nicht soviel Geschmack und sah zu, wie der Strauß in durchsichtiges Papier eingewickelt wurde, auf dem der Name des Blumenhauses stand.

»Da wird sich die Dame aber freuen«, sagte die Frau.

»Das glaube ich auch.« Ich zahlte, klemmte mir den Strauß unter den Arm und verließ den Laden.

Der Bobby stand neben meinem Bentley wie früher der gestrenge Lehrer vor der Schulklasse. Er hatte mich erwischt.

Ich grinste ihn an, schloß die Fahrertür auf und legte den Blumenstrauß auf den Nebensitz.

»Der war bestimmt teuer«, sagte der Polizist.

»Es geht.«

»Und der wird noch teurer, wenn Sie jetzt das Strafmandat bezahlen wegen Falschparkens.«

Ich hob die Schultern und machte ein zerknirschtes Gesicht.

»Hören Sie, Officer, ich wollte nur eben die Blumen…«

»Klar, eine Ausrede hat jeder.«

»Aber das ist keine Ausrede.«

»Wollen Sie zahlen?«

»Bleibt mir ja nichts anderes übrig.«

Vielleicht gibt es Kollegen, die in solchen und ähnlichen Situationen anders gehandelt und einen dienstlichen Vorwand vorgeschoben hätten. Ich gehörte nicht dazu und holte meine Brieftasche hervor. Der Bobby nahm meine Personalien auf.

Als er Namen und Beruf hörte oder vielmehr vom Ausweis ablas, da wurden seine Augen groß.

»Dann sind Sie dienstlich hier, Sir?«

»Nein, Officer, privat.«

»Aber Sie könnten doch…«

Ich schüttelte den Kopf. »Keine Sonderbehandlung, Officer. Ich habe falsch geparkt und zahle auch dafür. Wäre es ein dienstlicher Fall gewesen, sähe die Sachlage anders aus.«

»Natürlich, Sir.« Er stellte mir eine Quittung aus, und ich löhnte den Betrag.

Der Polizist grüßte noch einmal stramm, dann fuhr ich davon.

Die Studios lagen außerhalb von London auf einem riesigen Gelände, das von den Filmfirmen jeweils gepachtet werden konnte. Es gab eine breite Straße, die zu den Hallen führte. Sie waren schon irgendwie

gigantisch.
Große, rechteckige Komplexe. Dazwischen Straßen, ein wenig Grün und ein hoher Zaun, der das Gelände umschloß. Es existierte eine Einfahrt.
Anzuhalten brauchte ich nicht. Auch das Tor stand offen, und ein Aufpasser war ebenfalls nicht zu sehen. So rollte ich mit meinem Silbergrauen zwischen zwei gepflegten Rasenflächen her, bis ich die erste große Halle erreichte.
Dort stoppte ich.
Leider wußte ich nicht, wo Nadine drehte. Und einen Insider entdeckte ich auch nicht. Dafür stieg ich aus und atmete die kühle Herbstluft ein.
Dann sah ich einen Mann. Er schob einen Rasenmäher vor sich her und trug einen grünen Overall. Ich winkte dem Knaben zu, der näher kam und mich fragend ansah.
»Heute wird doch gedreht – oder?« erkundigte ich mich.
»Sicher, Sir.«
»Und wo?«
»Halle zwei. Da müssen Sie um diese hier herumfahren. In der größten findet es statt.«
»Danke sehr.«
»Gern geschehen.« Der freundliche Mann zog ab.
Ich setzte mich wieder in meinen Wagen und fuhr im Schrittempo weiter. Immer an der Längsseite der ersten Halle entlang. Als ich sie passiert hatte, sah ich vor mir eine Kreuzung. Ich konnte jedoch auf meiner Fahrbahn bleiben und sah die Halle zwei.
Die war noch größer.
For your Eyes only, las ich. Hier war der letzte Bond-Streifen gedreht worden.
Ich ließ meinen Bentley auf einem kleinen Parkplatz ausrollen, wo noch mehrere Wagen standen. Unter anderem sah ich auch einen hellblauen Toyota. Die Türen schwangen gerade auf, und zwei Männer stiegen aus.
Ich wollte meinen Blick schon abwenden, als mir auffiel, wie seltsam sich die Burschen benahmen. Sie blieben stehen und schauten sich nach allen Seiten um. Wahrscheinlich hatten sie meine Ankunft nicht bemerkt, denn die Blicke, die meinen Bentley trafen, waren irgendwie gelassen, nicht verräterisch.
Ich duckte mich im Sitz zusammen. Die beiden sollten mich nicht unbedingt entdecken.
Sie sprachen kurz miteinander, drehten sich dann um und gingen auf die Halle zu, wobei sie mir den Rücken zuwandten.
Ich stieg aus.
Als die Männer um die Halle herumgegangen waren, drückte ich

soeben die Tür ins Schloß. Dabei war ich fest entschlossen, die Verfolgung der Kerle aufzunehmen. Sie hatten sich meiner Ansicht nach verdächtig verhalten. Vielleicht hätte ich auch anders reagiert, wenn die Warnung nicht gewesen wäre, so aber steigerte sich mein Mißtrauen noch. Ich wollte wissen, was die Kerle vorhatten.

Die anderen hatten sich Zeit gelassen. Ich tat das Gegenteil und lief ziemlich schnell.

Am Ende der Längsseite blieb ich stehen und peilte um die Ecke.

Wieder sah ich ein großes Plakat, das auf den letzten Bond-Film hinwies. Es befand sich neben dem Eingang zum Studio.

Weiter vorn sah ich flachere und auch kleinere Gebäude. Dort war sicherlich die Verwaltung untergebracht.

Die beiden Typen hatten den Eingang schon erreicht. Vielleicht zwanzig Schritte waren es von mir bis zu ihnen. Ich sah, wie einer in die Tasche griff, einen Schlüssel hervorholte, sich bückte und an dem Schloß der Tür herumfuhrwerkte.

Sekunden nur, dann hatte er es geschafft. Er zog den Schlüssel wieder hervor und nickte seinem Partner zu.

Der griff in die Tasche. Dabei wandte er sich von mir ab, und ich konnte leider nicht sehen, was er hervorholte. Auch die Hand seines Partners verschwand in der Tasche. Als sie wieder zum Vorschein kam, sah ich den Revolver.

Also hatte der zweite auch eine Waffe in der Hand.

Verdammt!

Keine Sekunde länger hielt es mich an dem Platz. Während ich die Beretta zog und losstürmte, trat einer der Kerle die Tür auf. So weit, daß ich die gellenden Schreie hörte, und sofort dachte ich an Nadine Berger…

Wie das Drehbuch es vorgeschrieben hatte, so verhielt sich auch Nadine Berger. Ihre Augen waren geschlossen. Der Mörder sollte am Fußende des Bettes erscheinen und langsam ins Bild laufen. So wollte ihn die Kamera erfassen.

Dann aber brach die Wand splitternd zusammen, und Nadine riß die Augen auf.

Im Bruchteil einer Sekunde sah sie die grünen Pranken über sich schweben und befürchtete, wahnsinnig zu werden. Zwischen den Klauen erkannte sie ein schreckliches Gesicht, das diesen Namen nicht verdiente, sondern eine grüne, schuppige und widerliche Fratze war. Ein Zerrbild des Grauens, ein fleischgewordener Alptraum, ein Monster aus der tiefsten Hölle.

Nadine schrie.

Sie riß weit den Mund auf. Ihr Schrei, geboren in panischem Entsetzen, zitterte durch die gewaltige Halle und verstummte, als die Pranke ihren Mund verschloß.

Auch die anderen Menschen waren geschockt.

Serge Wilder hatte sich so erschrocken, daß er mitsamt dem leichten Regiestuhl umgefallen war. Am Boden liegend mußte er mit ansehen, wie sich das gierige Monster auf die im Bett liegende Nadine stürzte.

Die Männer an den Kameras verließen fluchtartig ihre Geräte.

Die Angst saß ihnen im Nacken, sie rannten weg. Der Typ mit der Handkamera ließ diese fallen und suchte ebenfalls das Weite.

Nur Max, der Regieassistent, griff ein.

Auch er hatte das Monster gesehen, und wie die anderen war er zuerst unfähig, sich zu rühren. Als er jedoch sah, wie sich die schuppige Bestie auf Nadine stürzte, gab es für ihn kein Halten mehr.

Mit zwei gewaltigen Sprüngen hatte er das Bett erreicht und warf sich auf das Untier.

Das Monster war drauf und dran, Nadine Berger zu töten. Weit hatte es sein Maul aufgerissen, wobei die Zähne wie gefährliche Reißnägel aufblitzten. Es wollte Nadine die Kehle durchbeißen.

Blut lief über das Gesicht der Schauspielerin, die scharfen Krallen hatten ihre Haut aufgerissen, auch das dünne Kleidungsstück war zerfetzt. Wie ein Lappen klaffte es auseinander, und Nadine selbst war vor Grauen gelähmt.

Max stieß sich ab. Er flog durch die Luft und krachte gegen das Monster. Durch diese mutige Tat rettete er Nadine Berger das Leben, denn der Aufprallwucht mußte auch das Untier Tribut zollen. Es wurde zur Seite katapultiert und damit gegen die Kulissenwand, die bereits einmal gebrochen war.

Max und der personifizierte Schrecken aus einer anderen Dimension krachten zu Boden.

Max spürte den harten Aufprall.

Trotz seiner lebensbedrohlichen Lage dachte er an Nadine Berger.

»Flieh!« brüllte er. »Lauf weg, Nadine! Bit…« Der Hieb mit der Pranke verschloß seinen Mund und riß gleichzeitig sein Gesicht auf.

Dann wuchtete ihn das Untier herum, und Max rollte ein paarmal um sich selbst. Er spürte die Schmerzen, Feuerzungen schienen über seine Haut am Kopf zu lecken. Ein weiterer Prankenschlag hatte seinen Rücken getroffen und dort die Kleidung nicht nur aufgerissen, sondern auch tiefe Rißwunden hinterlassen.

Innerhalb von Sekunden hatte sich die Halle in eine Hölle verwandelt, und das Monster fachte das Feuer des Entsetzens und der Angst noch mehr an.

Es wollte sein Opfer.

Nadine Berger!

Die Schauspielerin hatte sich aufgesetzt. Zuerst bemerkte sie nicht, daß das gefährliche Monster von ihr abgelassen hatte. So waren Sekunden vergeudet worden.

Dann saß sie.
Starr war ihr Blick. Er sagte genug über ihren Gemütszustand.
Ihr Blut schien zu Eis geworden zu sein. Es hatte auch ihre Bewegungen eingefroren. Sie nahm ihre unmittelbare Umgebung überhaupt nicht wahr, sondern senkte den Blick und sah das Blut, das in langen Streifen an ihren Schultern entlang rann, wo es ein streifiges, zittriges Muster zeichnete.
»Nadine! Nadine!«
Es war Serge Wilder, der sie anschrie. Der Regisseur hatte sich auf die Beine gestemmt. Entsetzt starrte er die Frau an. Und sah auch das Monster, das wieder hinter ihr auftauchte.
»Nadine, weg!«
Die Warnung kam zu spät.
Das grauenhafte Wesen griff die Schauspielerin zum zweiten Mal an. Es hieb seine Pranken in die Schultern und riß Nadine Berger zurück, so daß sie auf das Bett fiel, dessen Laken bereits große rote Hecken aufwies.
Wie gebannt blieb der junge Regisseur stehen und schlug seine Hände vor das Gesicht.
Trotzdem schaute er durch die gespreizten Finger.
»O Gott«, stöhnte er nur. »O Gott…«
Dann fielen Schüsse!

***

Mir war längst klar, daß es hier um Leben und Tod ging, sonst hätten die beiden Kerle keine Waffen gezogen.
»Revolver weg!« brüllte ich, kaum daß ich die Hälfte der Strecke hinter mich gebracht hatte.
Einer wirbelte herum. Der zweite Kerl war schon im Innern der Halle verschwunden.
Der Mann schoß sofort.
Er war so brutal und gnadenlos, daß er überhaupt nicht darauf achtete, wer ihm da entgegenkam. Es war ein Reflex, wie man ihn eigentlich nur bei abgebrühten Profikillern erlebt.
Vor der Mündung des schweren Revolvers platzte die Feuerblume auf. Ich hechtete nach rechts und dröhnte dabei gegen die Wand der Halle. Die Kugel sah ich nicht, vernahm auch keinen Luftzug oder ein sirrendes Geräusch, sondern dachte nur daran, mein eigenes Leben zu verteidigen, bevor der Mann den Revolver geschwenkt und in meine Richtung gebracht hatte.
Ich krümmte den Finger.
Es war ein schneller Schnappschuß. Großartig zielen konnte ich nicht, dazu blieb mir keine Zeit.
Ich vernahm den wütenden Aufschrei, und dann wurde der rechte

Arm durch die Aufprallwucht der Kugel nach hinten geschleudert. Plötzlich tränkte Blut das Jackett, und so verzweifelt sich der Mann auch bemühte, den Arm mit der Waffe brachte er nicht mehr hoch.

Dafür verzerrte sich sein Gesicht, und als ich endlich bei ihm war, da hielt er ein Messer in der Linken.

Zum Glück war er nicht so gut damit wie mit der rechten Hand.

Durch einen Tritt gegen den Ellbogen schaffte ich es, ihm den Stahl aus der Hand zu prellen.

Dann zuckte meine Faust vor. Und mit ihr die Beretta. Seitlich traf der Lauf den Mann am Hals. Zuerst schaute er mich verdutzt an, wurde bleich und sackte zusammen.

Ich hatte freie Bahn.

Auf der Stelle warf ich mich herum, um den Eingang zu er reichen. Zwei Männer rannten mir entgegen. Ich brauchte nur in ihre Gesichter zu sehen, um zu wissen, daß etwas Schreckliches geschehen war. Bevor sie beide an mir vorbeiwischen konnten, hielt ich einen fest.

»Was ist geschehen?« herrschte ich ihn an.

»Ein Monster, die Frau…« Er schüttelte den Kopf, und seine Augen sahen aus wie Kugeln.

Ich ließ ihn los. Die Antwort hatte mich alarmiert. Der Mann sprach von einem Monster.

Himmel, sollte etwa Schwarze Magie mit im Spiel sein? Wie ein Rennläufer jagte ich in die Halle und war im ersten Moment wie erschlagen von der Größe dieses Studios. Einzelheiten nahm ich nicht wahr, sondern orientierte mich nur an den Geräuschen, die ich hörte. Das waren die Schreie, und es fiel auch wieder ein Schuß.

Den hatte der Mann abgegeben, der als erster in der Halle verschwunden war.

Vorbei an aufgestapelten Kulissen und nicht mehr benötigten Kleidungsstücken rannte ich. Ich stolperte über Farbeimer und sprang über Schwellen hinweg.

Dicht unter der Decke befanden sich schmale Fenster, die sehr in die Breite gezogen waren. Durch sie fiel nur ein matter Lichtschein.

Ich orientierte mich nach den Scheinwerfern, die aufgebaut worden waren, um die Filmszene zu erleuchten.

Sie waren noch weit weg.

Viel zu weit, denn die schmale Kulisse war so ziemlich in der Hallenmitte aufgebaut worden.

Wieder krachte ein Schuß.

Ich sah sogar das Blitzen des Mündungsfeuers.

Und die Gestalt!

Sie torkelte. Die Kugel hatte sie getroffen und zur Seite gedreht.

Noch zwei Schritte hielt sich der Mann auf den Beinen, dann brach er zusammen und blieb liegen. Er trug einen dunklen Samtanzug.

Der Schießer aber wirbelte herum. Vielleicht hatte er meine Schritte gehört, auf jeden Fall war er nicht mehr zu halten. Er wollte meinen Tod.

Bevor er abdrückte, schrie er noch. Den schweren Revolver hielt er mit beiden Händen.

Ich schaute in das Mündungsfeuer, duckte mich, schoß ebenfalls, wollte mich zur Seite drehen, da erwischte mich die Kugel. Ein ungemein harter Schlag riß mir das linke Bein weg. Ich verlor den Bodenkontakt, stand für den Bruchteil einer Sekunde nur auf dem rechten Bein und knickte zusammen.

Hart fiel ich auf die Erde.

Der Schießer bewegte sich gedankenschnell zur Seite. Daran erkannte ich, daß meine Kugel gefehlt hatte, und so rollte ich mich herum, streckte dabei den Arm aus und feuerte im Liegen.

Ich kam dem Killer zuvor.

Bevor mich seine zweite Kugel traf, hieb ihm mein Silbergeschoß mitten in die Brust.

Für eine Sekunde blieb er noch stehen, und es hatte den Anschein, als könnte er nicht fassen, getroffen worden zu sein, dann brach er zusammen.

Ich aber lag noch immer auf dem Boden und war angeschossen.

Das merkte ich verdammt deutlich, als ich mich erheben wollte.

Vor Schmerz schrie ich auf, denn die Kugel steckte hoch in meinem linken Oberschenkel. Wie ein glühendes Messer hatte sie sich dort in das Fleisch gebohrt.

Aber ich konnte nicht liegenbleiben.

Noch hatte ich Nadine Berger nicht gesehen und befürchtete das Schlimmste. Auch das Monster war mir nicht unter die Augen gekommen, deshalb wollte und mußte ich weiter. Koste es, was es wolle.

Ich schaffte es, aber fragen Sie mich nicht, wie. Das linke Bein konnte ich kaum bewegen, ich schleifte es förmlich hinter mir her.

Hart biß ich die Zähne zusammen und näherte mich humpelnd meinem Ziel. Es war so nah und doch so weit entfernt.

Jeder Schritt wurde zur Qual. Ich atmete keuchend, zitterte und merkte, wie der rote Lebenssaft naß an meinem Bein entlang lief. Es bereitete mir Mühe, über einen umgekippten Scheinwerfer zu steigen. Fast wäre ich hängengeblieben.

Von links taumelte ein Mann auf mich zu.

Er sah mich gar nicht, sondern hatte die Hände vor sein Gesicht geschlagen und stöhnte herzerweichend.

Wo steckte Nadine?

Näher und näher kam ich der aufgebauten Kulisse. Mein Bein fühlte sich plötzlich taub an. Jegliches Gefühl schien daraus gewichen zu

sein, trotzdem hielt ich eisern durch.
Eine Wand war umgekippt, das sah ich. Aber diejenige, die mir den Blick auf die Szene freigegeben hätte, die stand noch. Wieder knickte ich ein und wäre fast gegen sie gefallen. Mit Mühe behielt ich das Gleichgewicht.
Jeder Schritt kostete mich große Anstrengung.
Zollweise kam ich voran.
Endlich hatte ich mein Ziel erreicht. Ich schaute auf ein Bett, auf die Frau – und meine Augen wurden groß.
Nein! schrie es in mir. Nein, das ist unmöglich, das darf nicht wahr sein!
Es stimmte.
Auf dem Bett lag Nadine Berger in ihrem Blut!
Dann wurde ich ohnmächtig…

***

Sie hatten sich in einem alten Schuppen verkrochen und warteten dort ab. Dieser Schuppen stand auf einem Hinterhof irgendwo in London und galt als sicheres Versteck für Leute, die Logan Costello für eine Weile aus seinem unmittelbaren Dunstkreis haben wollte.
Da das Versteck zur Zeit nicht besetzt war, hatte er es den beiden ehemaligen Mannequins angeboten. Nun hockten Violetta Valeri und Corinna Camacho dort. Sie warteten ab, ob ihre Rache Erfolg gehabt hatte.
Dieser Logan Costello war wirklich ein guter Mann. Und er hatte Verbindungen. Für ihn war es ein Leichtes gewesen, festzustellen, daß sich eine gewisse Nadine Berger in London befand.
Durch Dr. Tod, der Nadine auch kannte, hatten sie erfahren, daß die Schauspielerin John Sinclair nicht gleichgültig war.
Darauf baute sich ihr Plan auf.
Die Berger sollte sterben. Das aus einer anderen Dimension geholte Monster würde dies übernehmen.
Wenn Nadine erst einmal tot war, drehte Sinclair sicherlich durch und lief in eine Falle, denn direkt angreifen wollten die beiden nicht.
Costello hatte sich zwar mit dem Plan einverstanden erklärt, aber trotzdem noch eine Sicherheit eingebaut. Es waren zwei aus den Staaten gekommene Gunmen, die solche Dinge wie Zeugenbeseitigung mit links erledigten.
Eigentlich konnte nichts schiefgehen, und die beiden Frauen warteten nur noch auf die Erfolgsmeldung.
Durch ein Telefon waren sie mit Logan Costello verbunden. Er würde ihnen schon Bescheid geben.
Während Violetta ruhig auf dem wackligen Stuhl saß und abwartete, lief Corinna aufgeregt in dem Schuppen auf und ab. Sie war nervös.

Nicht allein wegen des Falls, sie brauchte auch Blut. Die Bestie in ihr wurde immer stärker. Bald konnte sie es nicht mehr aushalten.

Noch hatte sie sich nicht verwandelt. Sie war mehr Frau als Bestie, obwohl ein rötlich schimmernder Pelz, der wie ein Bart aussah, auf ihrem Gesicht wuchs und auch bald stärker werden würde.

Violetta beobachtete dies mit Besorgnis. »Halte dich zurück«, warnte sie die Artgenossin.

Corinna fuhr herum. »Für dich ist es leicht, hier zu sitzen, aber nicht für mich. Ich will und muß mein Opfer haben. Verstehst du das?«

»Nein.«

Die Augen in Corinnas Gesicht funkelten mordlüstern. »Wieso verstehst du das nicht? Du gehörst doch auch dazu, verdammt!«

»Ja, aber die andere Sache ist wichtiger.«

Heftig schüttelte Corinna den Kopf.

»Wenn ich mir ein Opfer hole, hat das nichts mit diesem Sinclair zu tun.«

»Doch, meine Liebe.«

»Und wieso?«

»Du hinterläßt Spuren. Unser Plan ist zwar gut, aber auch sehr gewagt. Wir wollen nicht noch mehr Aufsehen erregen. Hast du mich verstanden, Corinna?«

»Ja, leider.«

»Dann setz dich hin.«

»Nein!« zischte die Werwölfin und begann wieder mit ihrem nervösen Gang.

Die Valeri sagte jetzt nichts mehr und ließ sie in Ruhe. Solange Corinna nicht durchdrehte, konnte sie ihretwegen herumlaufen, aber wehe, sie tanzte außer der Reihe, dann wurden aus Freundinnen Feindinnen.

»Wir wollten Sinclair doch haben. Wir allein. Warum erst dieser Wirbel?« fragte Corinna.

»Er muß uns in die Falle laufen. Wenn du Sinclair Auge in Auge gegenüberstehst, wird er dich vernichten, glaub mir das.«

»Ich kann es mir nicht vorstellen.«

»Doch, er ist stark. Und seinen chinesischen Freund darfst du auch nicht unterschätzen. Erinnere dich nur daran, wie er Angie getötet hat. Er und Sinclair haben Waffen, gegen die wir als Einzelpersonen kaum eine Chance haben. Das hat auch Lady X zugegeben, und sie ist verdammt stark.«

Die letzten Worte der dunkelhaarigen Vampirin waren bei Corinna auf fruchtbaren Boden gefallen. Sie ließ sich auf dem zweiten Stuhl nieder und schwieg.

Violetta war beruhigt. Das Licht der Kerze, die auf dem Boden stand, flackerte.

Der Raum wurde in ein geheimnisvolles Licht getaucht. Mehr Düsternis als Helligkeit. Genau das wollten die beiden Frauen.

Die Nacht war ihr Metier.

Erst in der Dunkelheit blühten sie auf, da konnten sie ihre Kräfte voll entfalten, und deshalb fiel es ihnen schwer, sich unter Kontrolle zu halten.

Auch Violetta Valeri wollte Blut. Noch einen Tag ohne Blut würde sie nicht mehr aushalten. Wenn alles geklappt hatte, dann würden sie vielleicht noch in der folgenden Nacht ihre Triebe stillen können.

Und zwar beide.

Vorerst mußten sie abwarten, bis sich Costello mit ihnen in Verbindung setzte.

Des öfteren schauten sie das Telefon an. Der Apparat hatte sein Alter. Ein schwarzes Kunststoffgebilde, wie man es vor zehn und mehr Jahren gehabt hatte.

Noch blieb er stumm…

Im Raum roch es muffig. In der Ecke befand sich ein altes Lager.

Zwei Betten standen dort übereinander. Die Decken darauf stanken.

Wenn man lüften wollte, mußte an der Decke eine Klappe geöffnet werden. Dazu fühlten sich weder Corinna noch Violetta berufen.

Draußen mußte es schon längst dunkel sein. Geräusche waren kaum zu hören. Keine Stimmen, keine Schritte, hin und wieder das Hupen eines Autos.

Da schrillte das Telefon.

Dieses harte Geräusch zerschnitt die Stille, und beide Wesen zuckten zusammen.

Corinnas Hand schnellte vor, um nach dem Hörer zu greifen, doch Violetta war schneller. Sie riß den Hörer an sich und preßte ihn an ihr Ohr.

Sie lauschte.

Corinna schaute sie an. Entfernt hörte sie die Stimme eines Mannes, doch leider verstand sie nicht, was gesprochen wurde, und auch Violetta gab sich ziemlich einsilbig. Mehr als ein knappes »Ja« oder »Nein« war von ihr nicht zu hören.

»Und was unternehmen wir?« fragte sie schließlich.

Die Blutsaugerin erhielt eine Antwort, die sie zu befriedigen schien, denn sie lächelte.

Danach legte sie auf.

Corinna sprang von ihrem Platz hoch. »Was hat es gegeben?« wollte sie wissen. »Hat alles geklappt?«

Versonnen schaute die schwarzhaarige Blutsaugerin auf den Telefonapparat. »Komm mit«, erwiderte sie und ging bereits zur Tür.

Corinna Camacho folgte ihr kopfschüttelnd.

***

Es war furchtbar!

Vom Kinn her schienen glühende Lanzen in meinen Kopf zu stechen bis unter die Schädeldecke, wo sie dann aufeinander trafen und ein Schmerzzentrum errichteten.

Ich öffnete die Augen.

»Aha«, hörte ich eine Stimme. »Er ist wieder da.«

Ja, zum Henker, ich war da und wollte mich auch gleich aufrichten, als sich zwei Hände auf meine Schultern legten und mich wieder zurückdrückten.

»Es hat keinen Zweck, bleib liegen.«

Die Stimme kannte ich noch. Verflixt, wenn da nur nicht das komische Gefühl in meinem Kopf gewesen wäre und der Schmerz im linken Bein. Ich wollte…

Jetzt wußte ich es, Suko saß an meinem Bett.

Suko. Ihn konnte ich…

Nichts konnte ich. Von einem Augenblick zum anderen fielen mir die Augen zu. Ich schlief ein.

Lange hatte ich jedoch nicht geschlafen. Als ich zum zweiten Mal die Augen aufschlug, saß Suko noch immer an meinem Bett.

Draußen war es dunkel geworden, in meinem Krankenzimmer brannte nur die Nachttischlampe.

»Hi«, krächzte ich.

»Da bist du ja wieder.«

»Und?«

Suko ging auf die Frage überhaupt nicht ein. »Wie fühlst du dich?« wollte er statt dessen wissen.

»Ich könnte Bäume ausreißen. Aber jetzt mal Spaß beiseite, Dicker, was ist eigentlich geschehen, und wie sieht es mit meinem Bein aus?«

»Sie waren alle da«, sagte Suko. »Jane, Bill, Sheila, sogar Sir James wollte kommen, aber die Ärzte wollten keinen Menschenauflauf. Sie haben gesagt…«

Ich hörte nicht mehr hin, was der Chinese mir da erzählte. Ich winkelte meinen linken Arm an und zog ihn vorsichtig unter der Bettdecke hervor. Dann drehte ich meine Finger in Sukos Hemd, und der Chinese verstummte.

»Jetzt komm mal zur Sache, Herr Inspektor«, zischte ich.

»Du behandelst mich hier wie ein Kind. Okay, ich habe eine Kugel abbekommen, das ist aber nicht tragisch.«

»Nicht tragisch, John? Das Kaliber war nicht von schlechten Eltern. Sie haben dir das Ding herausoperieren müssen. Mein lieber Mann, das war ganz schön hart.«

»Und Nadine Berger?«

Ich hatte Angst vor der Frage und auch vor der Antwort. Sehr deutlich sah ich das Bild noch vor meinen Augen. Wie sie auf dem

Bett lag, Gesicht, Laken und Hals voller Blut, ein schlimmer Anblick, den ich nie aus meinem Gedächtnis würde streichen können. Lebte sie noch?

Suko senkte den Blick.

Da rieselte mir ein Schauer über den Rücken. Auch mein Freund sah die Gänsehaut, die sogar mein Gesicht erfaßt hatte, und er schwieg weiter. »Ist sie. Ist sie…«

O verdammt, ich brachte das letzte Wort nicht raus. Ein dicker Kloß saß auf einmal in meiner Kehle, der es verhinderte.

»Ich weiß es nicht, John!«

»Was weißt du nicht?« fuhr ich meinen Freund an. Heftiger, als ich es eigentlich wollte.

»Was mit Nadine ist.«

»Suko!« Meine Stimme klang beschwörend. »Ich habe sie gesehen, Suko. Und sie sah mir verflixt danach aus, als würde sie nicht mehr leben. Aber ich will Gewißheit haben. Ich will endlich wissen, auf wessen Konto sie geht. Hast du das Monster gesehen? Es muß dagewesen sein. Rede, Suko, bitte.«

»Nein, John, ich habe es nicht gesehen.«

Ich schaute Suko an. Log er? Kaum, er hielt meinem Blick stand.

Auch in seinen Augen sah ich kein verräterisches Zucken, aber trotzdem war längst nicht alles in Ordnung. Der Chinese saß auf der Bettkante, ich stieß ihn an.

»Geh mal weg.«

»Und dann?«

»Will ich aufstehen.«

»Du bleibst liegen!« Selten hatte mich Suko so angefahren. In seinen Augen blitzte die Entschlossenheit, Gewalt anzuwenden, wenn ich der Aufforderung nicht Folge leistete.

Ich hatte den Kopf etwas erhoben und ließ ihn jetzt wieder zurücksinken. »Dann sag mir endlich, was geschehen ist, zum Henker. Ich will und muß es wissen.«

Suko blickte mich eine Weile an. »Der Arzt hat zwar verboten, dich aufzuregen, aber er kennt dich nicht. Wir kamen natürlich viel zu spät. Irgend jemand hatte die Polizei alarmiert. Wahrscheinlich ein Mensch, dem die Schüsse aufgefallen waren, von dem Filmteam war es jedenfalls keiner. Die Unverletzten, das waren zwei, hatten einen Nervenzusammenbruch. Die Kollegen rauschten an und fanden vor der Halle einen Bewußtlosen.«

»Der geht auf meine Kappe.«

»Okay, aber weiter. Sie drangen in die Halle ein und sahen erst einmal dich. Einer der Beamten kannte dich vom Ansehen her. Sofort wurde Scotland Yard alarmiert und natürlich die Ambulanz. In der Halle lagen zwei Tote. Einer ist von dir getötet worden, man fand in

seinem Körper die Silberkugel. Und ein Mensch, wahrscheinlich ein Schauspieler, wurde wohl von dem von dir erwähnten Monster getötet, denn er sah schrecklich aus. Ferner fanden wir zwei Verletzte. Einer konnte sich noch auf den Beinen halten. Er redete allerdings wirres Zeug, stand unter Schock. Der andere war von der Kugel eines Gangsters getroffen worden. Er liegt schwerverletzt zwei Zimmer weiter. Die Ärzte haben ihn operiert und hoffen, daß sie ihn durchbringen. Das war übrigens der Regisseur.«

»Und Nadine?« Ich hielt es einfach nicht mehr aus, mußte mehr wissen.

Suko hatte bisher auf meiner Bettkante gesessen, jetzt erhob er sich, ging zum Fenster und blieb dort stehen, wobei er mir den Rücken zuwandte. Der Lampenschein erreichte ihn kaum, ich sah ihn als einen kompakten Schatten.

»Rede!«

Mit leiser Stimme, so daß mir wieder ein Schauer über den Rücken lief, gab Suko Antwort. »Ich selbst habe Nadine Berger nicht gesehen. Sie war schon weggebracht worden. Aber ich sah das Bett, auf dem sie gelegen hatte…«

»Hast du nicht mit den Ärzten gesprochen?«

»Doch, das habe ich.«

Ich fieberte plötzlich. Heiße Wellen schossen durch meinen Körper. Den ziehenden Schmerz in meinem linken Bein spürte ich kaum.

»Sie gaben mir keine Antwort«, erwiderte Suko leise. »Ihre Gesichter allerdings sagten genug. Ich glaube nicht, daß sie es schaffen wird, John!«

Für zwei Sekunden schloß ich die Augen. In dieser Zeit sah ich ein Bild vor mir. Nadine und ich, als wir gegen Dr. Tod kämpften.

Er hatte sich die junge Schauspielerin als Geisel genommen und wollte sie töten. Ich hatte sie retten können. Damals – und heute?

»Sie ist aber nicht tot, oder?« flüsterte ich.

»Kann ich dir nicht sagen. Ich habe in der letzten Zeit nur bei dir gesessen.«

Tief atmete ich ein. Eigentlich hatte ich etwas fragen wollen, aber das ging nicht mehr. Plötzlich war meine Kehle wie zugeschnürt.

Ich konnte mich nur noch räuspern.

»Wir dürfen auf keinen Fall die Hoffnung aufgeben«, hörte ich Sukos Stimme. Sie klang, als spräche der Chinese meilenweit von mir entfernt.

Eine Phrase, mehr nicht. Aber was sollte man in diesen schrecklichen Augenblicken sonst sagen?

Sie schienen es geschafft zu haben. Sie hatten Nadine Berger vielleicht getötet.

Aber wer? Wer, zum Teufel, steckte dahinter? In diesen Momenten

hätte ich aus dem Bett springen können, und wenn mir jetzt irgendein Dämon vor die Mündung der Beretta gelaufen wäre, dann…

Nein, es hatte keinen Sinn. Schon als ich das linke Bein anziehen wollte, spürte ich die Schmerzen. Damit konnte ich nicht auftreten und erst recht nicht das Bett verlassen. Ich mußte jetzt versuchen, persönliche Gefühle auszuschalten und mich nur noch auf die Sache zu konzentrieren, anders ging es nicht.

»Suko, wer waren die Killer?«

»Sie sind hier nicht bekannt. Sir James hat Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, aber wir haben sie nicht in der Kartei.«

»Und in der internationalen?«

»Die wird noch durchforstet. Allerdings habe ich einen Verdacht.«

Ich lachte bitter auf. »Du auch? Ich ebenfalls. Logan Costello, mein Lieber.«

»Genau, John. Nur, wie kommt er da rein?«

»Durch die Models.« Plötzlich hatte ich einfach diese Blitzidee.

»Das mußt du mir erklären.«

»Wenn sich diese Models wirklich hier in London aufhalten, dann müssen sie eine Kontaktperson haben, an die sie sich wenden können. Und wer ist das? Wer steht auf der Seite der Mordliga und damit auch auf Morassos?«

»Logan Costello.«

»Sehr richtig, Suko.«

»Aber wir werden ihm nichts nachweisen können.«

Da hatte Suko ein wahres Wort gesprochen. Logan Costello! Ein Gangsterboß, ein Pestgeschwür in der Großstadt London. Ein Mensch zwar, aber ebenso schlimm wie ein Dämon. Er war nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht. Wir waren Feinde. Er wollte meinen Tod, ich wollte ihn hinter Gittern sehen. Er war ein Mann, der die Fäden straff in der Hand hielt, jetzt straffer denn je, seitdem er sich mit Dr. Tod und dessen Mordliga verbündet hatte. Er nahm keine Rücksicht, sogar Kinder baute er in sein schmutziges Spiel mit ein.

Vor diesem Menschen konnte man nur ausspeien.

Aber wir mußten mit ihm leben und versuchten alles, um ihn zu kriegen.

Vergeblich bisher.

»Costello wird alles abstreiten. Er wird bestreiten, daß er die Männer gekannt hat. Und dann schickt er seinen Anwalt, der mit allen Wassern gewaschen ist. Nein, Suko, wir müssen uns etwas anderes einfallen lassen.«

»Und wofür?«

»Für den Fall. Er ist schließlich nicht beendet. Das Spiel geht weiter. Aber diesmal sind wir die Joker, das kann ich dir versprechen.«

Suko kam wieder zu meinem Bett und setzte sich auf die Kante.

»Was hast du vor?«

»Erst mal muß ich etwas trinken.«

»Kannst du haben.« Mein Freund und Kollege bückte sich und holte eine Flasche Saft aus dem Nachttisch. Ein Glas hatte er ebenfalls und schenkte ein.

Ich trank, erkannte auf Sukos Gesicht den gespannten Ausdruck und stellte das zur Hälfte geleerte Glas auf die Seite.

»Wenn unsere Gegner aus irgendeinem Grunde erfahren, daß es nicht geklappt hat, werden sie es noch einmal versuchen, mein Lieber.«

Suko nickte. »Das heißt also, wir müssen mit unangenehmem Besuch rechnen.«

»Ja.«

Suko setzte sich ein wenig bequemer hin. »Und wer sollte kommen?«

»Vielleicht die Models.«

Der Chinese grinste. »Die hast du gefressen, wie?«

»Und wie.« Ich nickte heftig. Zudem hatte mich ja eine von ihnen angerufen.

»Falls die Valeri es war«, warf Suko ein.

»Ja, ich habe die Stimme erkannt.« Dann schlug ich die Decke zurück.

»He, was ist los?« fragte Suko.

»Ich will mal sehen, was mein Bein macht.« Gut sah es nicht aus, wirklich nicht. Sie hatten mir einen dicken Verband verpaßt, der den gesamten Oberschenkel bedeckte. In meinem Krankenhausnachthemd sah ich aus wie ein Schloßgespenst.

»Wo sind meine Sachen?« fragte ich Suko.

»Du willst doch nicht…«

»Nein, ich will nur wissen, wo meine Kleidungsstücke sind. Schließlich muß dabei auch noch die Beretta liegen, wie du wahrscheinlich weißt.«

Suko öffnete einen Einbauschrank. Er war leer. »Da hängt nichts«, sagte er.

»Und die Pistole?«

»Ist auch weg.«

»Such sie, Mensch. Sollten wir tatsächlich Besuch bekommen, muß ich mich wehren können.«

»Ich bin ja auch noch da.«

»Trotzdem.«

Der Chinese verließ das Krankenzimmer. Da er jetzt selbst Polizeibeamter war, konnte er auch sicherer auftreten als früher. Ich war allein, und das kam mir nicht einmal so ungelegen. Ich wollte mal sehen, wie weit es mit meiner Kondition noch her war. Zuerst hinsetzen. Das klappte ziemlich gut. Aber das Bein.

Ich konnte es zwar vom Knie an bewegen, doch sobald ich dies tat,

bohrte der Schmerz vom Oberschenkel bis zum Zeh.
Das war nichts.
Und aufstehen?
Das mußte ich riskieren. Ich schwang mich aus dem Bett und berührte zuerst mit dem rechten Fuß den Boden. Schwindlig wurde mir nicht, denn ich hatte noch nicht lange gelegen. Auf der Kante blieb ich sitzen und hoffte nur, daß Suko nicht erschien. Die Engel waren mit mir. Sie beschützten mich vor Sukos plötzlichem Auftauchen.
Das linke Bein konnte ich überhaupt nicht belasten, nur das rechte. Ich tat es, als ich mich in die Höhe wuchtete. Auf einem Bein blieb ich stehen und stützte mich mit der rechten Hand an dem Nachtschränkchen ab.
So einigermaßen ging es.
Dann machte ich die ersten Schritte.
Einmal, zweimal…
Es ging sogar besser, als ich dachte. Wenn ich rechts belastete und das linke Bein nachzog…
Ich dachte nicht mehr weiter, sondern zuckte zusammen.
Verdammt, ich war auch mit dem linken aufgetreten. Ich spürte Wasser in den Augen, so weh tat es.
Es ging doch nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte. Die Entfernung bis zum Bett schaffte ich noch. Ich ließ mich wieder auf die Kante fallen und legte mich zurück. Schweißgebadet war ich. Die beiden Schritte hatten mich in der Tat angestrengt.
Dann summte das Telefon. Wer wollte mich da anrufen? Ich nahm den Hörer und meldete mich brummig.
Mein Chef wollte mich sprechen. »John, wie geht es Ihnen?«
»Bescheiden, Sir.«
»Hören Sie auf, John. Sie haben Glück, daß die Kugel nur Ihr Bein getroffen hat.«
Ich grinste schief. »Wenn Sie es so sehen, Sir.«
»Für Sie ist auf jeden Fall zwei Wochen Pause, John.«
»Nein, Sir, so lange bleibe ich nicht in diesem Krankenhaus, und wenn Sie mir noch so schöne Karbolmäuschen ans Bett schicken, ich will hier raus.«
Sir James lachte schadenfroh. »Über das Karbolmäuschen werden Sie sich wundern. Ich habe die Oberschwester gesehen. Vor der habe sogar ich Angst.«
»Vielleicht steht sie nur auf jüngere Männer, Sir«, erwiderte ich.
»Sie scheinen mir ja schon ziemlich munter zu sein, John.«
»Bin ich auch. Deshalb wollte ich Sie fragen, Sir, was die Ermittlungen ergeben haben.«
»Nicht viel. Die beiden Gangster, von denen einer tot ist, sind Killer

aus den Staaten. Angeblich haben sie sich nur London ansehen wollen und sind durch Zufall auf das Filmgelände geraten. Der Verwundete hat natürlich keinen Auftraggeber genannt. Ich glaube aber zu wissen, daß Logan Costello dahintersteckt.«

»Sehr richtig, Sir.«

»Die Männer müssen wir wohl wieder abschieben. Dort werden sie in einigen Bundesstaaten gesucht.«

»Und was ist mit Nadine Berger?« fragte ich.

Da schwieg der Superintendent.

»Sir, bitte…«

»Ich weiß es noch nicht, John. Sie war auf jeden Fall sehr schwer verletzt…«

»Und die Ärzte?« unterbrach ich meinen Chef. »Himmel, was sagen die Ärzte?«

»Sie versuchen alles.«

»Ob es reicht?«

»Das liegt nicht in unserer Hand, John.«

Da hatte der Superintendent recht. Nadines Leben lag in den Händen eines Höheren.

Sir James versprach, noch einmal anzurufen, wenn sich etwas Neues ergeben hatte. Dann legte er auf.

Ich erschrak, als ich den Umriß des Mannes an der Tür bemerkte.

Suko hatte das Zimmer betreten, ohne daß ich ihn gehört hatte. Er hielt meine Kleidungsstücke in der Hand. »Die habe ich der Schwester abluchsen können«, erklärte er, wobei er auf mein Bett zutrat.

»Was ist mit der Beretta?«

Er griff in die Tasche und holte sie hervor. Das Holster hing noch am Gürtel.

Ich nahm die Waffe, versteckte sie unter dem Kopfkissen und verstaute das Holster im Nachtschrank. Dabei grinste ich. »So, jetzt geht es mir wohler.«

Suko schaute mich scharf an. »Du wirst doch keine großen Ausflüge machen?«

»Mit dem Bein?«

»Dir ist alles zuzutrauen, John.«

Im Prinzip hatte er recht, aber das brauchte ich ihm nicht unter die Nase zu binden. »Was hast du denn vor?« fragte ich meinen Freund und Kollegen.

»Ich bleibe die Nacht über hier.«

»Im Zimmer?«

»Nein, ich schaue mich um. Die Erlaubnis habe ich. Der Oberarzt hat nichts dagegen. Bill Conolly, der da war, wollte auch bleiben, aber ihn haben sie wieder nach Hause geschickt. Es werden auch keine Gespräche durchgestellt, es sei denn, Sir James ruft an. Man hält dich

raus, John.«

»Dagegen habe ich aber einiges.«

»Was willst du machen?«

»Liegenbleiben und auf die Vampire oder Werwölfe warten.«

»Du rechnest also fest damit, daß die Models hier auftauchen?«

»Und wie.«

»Na ja.«

»Sag mal, in welch einen Bau habt ihr mich eigentlich geschafft?«

»St. Mary Abbots Hospital.«

»Ach du Scheiße, das liegt ja in Kensington.«

»Genau.«

Ich verzog das Gesicht. »Ziemlich weit vom Schuß, nicht wahr.«

»Genau richtig.«

Suko hatte gut reden. Mir gefiel das gar nicht, und ich konnte nur beten und hoffen, daß Nadine Berger durchkam…

***

Violetta Valeri und Corinna Camacho hatten die Konsequenzen gezogen. Der Anschlag war irgendwie fehlgeschlagen, und das paßte ihnen überhaupt nicht.

Jetzt mußten sie es zum zweitenmal versuchen. Leider wußte auch Logan Costello nicht genau, was geschehen war, doch man hatte ihm gesagt, daß Überlebende des Falles in das St. Mary Abbots Hospital gebracht worden waren.

Unter anderem auch John Sinclair!

Diesmal wollten die Valeri und die Camacho es direkt versuchen.

Sinclair sollte frontal angegriffen werden. Man scheute sich auch davor, das Monster aus einer anderen Dimension zu holen, es hatte seine blutige Aufgabe erledigt und war wieder verschwunden. Ob es noch einmal geschickt wurde, wußten die beiden Dämoninnen nicht.

Sie befanden sich auf dem Weg zum Krankenhaus. Einen kleinen Wagen hatten sie auch. Es war ein schwarzer Morris, nicht zu auffällig und gut für den Stadtverkehr geeignet.

Das Krankenhaus gehörte zu einem der größten innerhalb Londons, das hatten die beiden teuflischen Frauen auf dem Stadtplan festgestellt. Der Plan lag auf Corinna Camachos Knien, während Violetta den Morris lenkte.

Zum Glück herrschte nicht allzu viel Verkehr, sie kamen gut durch die Riesenmetropole an der Themse. Als sie die Royal Albert Hall erreichten, befanden sie sich bereits in Kensington. Sie fuhren durch ein Wirrwarr von Nebenstraßen und rollten schließlich an der Westseite des Naturhistorischen Museums vorbei, einem gewaltigen Bau, der von einer Parkanlage umgeben war. Ebenso wie das Krankenhaus, das sie zehn Minuten später sahen.

Sie stoppten in der Lexham Street und blieben erst einmal im Wagen sitzen.

Von hier aus waren nur zwei hohe Bauten zu sehen. Der gesamte Komplex jedoch bestand aus mindestens sechs Häusern.

»Wir können raten!« knirschte die Valeri.

»Fahr doch erst einmal hin.«

»Wie du willst.«

Es gab mehrere Zufahrten. Zwischen den einzelnen Komplexen befand sich viel Grün. Hohe Bäume wuchsen auf einem saftigen Rasen, der von fleißigen Gärtnern vom fallenden Laub freigehalten wurde. Es gab Spazierwege und auch Verbindungsstraßen zwischen den einzelnen Häusern, die wie Kästen wirkten, wobei zahlreiche Fenster noch erleuchtet waren und dem Betrachter ein geometrisches Muster vorzeichneten.

Die beiden wußten noch immer nicht, in welchem Gebäude Sinclair, ihr Todfeind, lag. Deshalb suchten sie weiter, fuhren um einige Komplexe herum, bis Violetta es leid war und den Morris auf einen kleinen Parkplatz lenkte.

»Und jetzt?« fragte die Camacho, als der Wagen stand.

»Wir werden fragen.«

»Wen denn?«

»Irgendeiner wird sich schon finden«, erklärte die Blutsaugerin.

»Und wenn es ein Portier oder eine Schwester ist.«

»Versuchen wir es.«

Sie stiegen aus. Von der nicht weit entfernten Cromwell Road hörten sie den Verkehr wie ein gleichmäßiges Summen. Aus der Einfahrt eines nahe liegenden Gebäudes schoß mit heulender Sirene ein Wagen hervor. Er jagte über die Rampe und raste der Ausfahrt entgegen.

Die beiden Dämoninnen gingen dorthin, wo der Wagen den Bau verlassen hatte.

Und sie hatten Glück.

Eine Schwester verließ soeben den Bau. Sie hatte sich einen dunklen Mantel über die Tracht geworfen. Auf ihrem Kopf saß noch die Haube.

»Blut«, flüsterte die Vampirin. »Das ist frisches Blut!« Ihre Augen leuchteten.

»Halt dich zurück!« fauchte Corinna. »Du bekommst es noch in dieser Nacht.«

Sie gingen auf die Schwester zu. Violetta blieb etwas im Hintergrund, während Corinna die Frau ansprach.

»Entschuldigen Sie, aber wo werden dringende Notfälle eingeliefert, die zur Operation anstehen?«

Die Schwester deutete über ihre Schulter. »Dort, wo ich hergekommen bin.«

»Danke sehr.«

»Aber Sie können jetzt niemanden mehr besuchen, meine Dame.«

»Nein, das wollen wir auch nicht, sondern uns nur erkundigen, wie es einem Freund geht.«

»Wie lautet denn sein Name?«

»Sinclair.«

Die Schwester lächelte. »Ein Mr. Sinclair ist vor zwei oder drei Stunden eingeliefert worden.«

»Und?«

»Lebensgefährlich ist er nicht verletzt. Wenigstens liegt er nicht auf der Intensivstation.«

»Da bin ich aber froh«, sagte Corinna. »Wir hatten uns schon große Sorgen gemacht.«

»Das brauchen Sie wirklich nicht.« Die Schwester zog ihren Mantel enger, weil sie fror.

»Auf jeden Fall danken wir Ihnen«, sagte Corinna.

»Bitte, gern geschehen.« Die Schwester nickte den beiden zu und verschwand mit eiligen Schritten.

Corinna und Violetta grinsten sich an. »Das hat ja besser geklappt, als ich dachte«, sagte die Blutsaugerin. »Jetzt werden wir mal nachschauen, wo denn der Kleine liegt.«

Violetta deutete auf das hell erleuchtete Portal. »Willst du da etwa durch?«

»Nein.«

Es war auch kaum möglich, denn direkt hinter dem Eingang saß eine Aufpasserin. Ähnlich wie auf der Schönheitsfarm in Clichy. Vor dem Portal befand sich eine Überdachung. In der inneren Holzverkleidung waren Lampen befestigt worden. Breite Lichter, die ihre Strahlen senkrecht nach unten warfen.

»Wir müssen mal erkunden, wie es hinten aussieht«, sagte die Camacho. Sie hatte die Worte kaum ausgesprochen, als ihre dämonische Freundin schon losging.

Beide Frauen vermieden das Streulicht der Laternen, die in regelmäßigen Abständen rechts und links der Hauptwege standen. Für Violetta und Corinna war die Dunkelheit ein wichtiger Verbündeter.

Ungesehen gelangten sie an die Rückfront des Krankenhauses.

Dort gab es eine schräge Abfahrt, die zur Ambulanz hinunter führte. Auf einem Parkplatz standen zwei Krankenwagen.

»Hier kommen wir auch nicht rein«, flüsterte Corinna und blickte die Schräge hinunter. Sie wurden von Lampen angestrahlt, die an der Hauswand hingen.

»Komm weiter«, drängte die Vampirin.

Sie verließen den Lichtkreis und bewegten sich parallel zur Hauswand voran. Die Größe der Fenster wechselte. Waren die der Krankenzimmer klein, so sahen sie jetzt größere Scheiben.

Und ein Fenster stand sogar offen.
»Das ist es!« zischte die Camacho und blieb davor stehen. Beide schauten hoch. Wenn sie einsteigen wollten, mußte eine der anderen schon helfen. Violetta Valeri kletterte als erste hoch. Sie stemmte ihren rechten Fuß in Corinnas zusammengelegte Hände, gab sich genügend Schwung und umklammerte die schmale Fensterbank. Der Rest war ein Kinderspiel.
»Und?« zischte die Werwölfin.
Violetta war in den Raum gesprungen. Hastig schaute sie sich um, ohne der anderen eine Antwort zu geben.
Dann trat sie ans Fenster zurück und blickte nach unten. »Das ist ein Raum, der zur Küche gehört. Und er ist leer. Komm!«
Die Untote half Corinna hoch. Wenig später standen die beiden Wesen nebeneinander.
Sie sahen die großen Öfen, zahlreiche Kübel und Töpfe. Geschirr stapelte sich in hohen Schränken.
»Und da sagst du immer, wir hätten kein Glück«, murmelte die seelenlose Vampirin. »Komm mit.«
Beide huschten auf die Tür zu, zuckten aber zusammen, als sie von draußen Schritte hörten.
Vor der Tür waren sie aufgeklungen.
Im nächsten Augenblick schon wurde sie aufgestoßen. Durch eine blitzschnelle Drehung retteten sich die beiden Geschöpfe der Nacht in den toten Winkel an der Wand. Die offene Tür deckte sie. Ein Mann betrat den Raum. Er trug die helle Kleidung eines Pflegers und ging mit zielstrebigen Schritten auf das offenstehende Fenster zu, um es zu schließen. Dabei blickte er nicht über die Schulter zurück. Die Eindringlinge nutzten ihre Chance und huschten durch die Tür in den breiten Gang.
Sie hatten keine Zeit, groß zu überlegen, wohin sie gehen sollten.
Sie nahmen die rechte Seite. So lautlos wie möglich huschten sie voran. Der Gang war grün gestrichen. Es roch noch nach Ölfarbe.
Dann erreichten sie eine Tür. Hastig drückten sie sie auf, standen vor einer Eisentreppe und eilten die Stufen hinab.
Wenn sie richtig nachgerechnet hatten, mußten sie sich jetzt auf der Höhe befinden, wo die Ambulanz lag.
Sie schauten nach rechts. Rote Fliesen bedeckten einen Gang, in dem nur die Notbeleuchtung brannte.
Links sahen sie eine Tür. Leichenhalle stand darauf.
Beide lächelten, als sie die Schrift sahen. Corinna Camacho legte bereits die Hand auf die Metallklinke, ohne sie allerdings nach unten zu drücken.
»Sollen wir?«
Die Blutsaugerin nickte. »Klar. Vielleicht liegt dort Sinclairs Freundin

Nadine.«
»Möglich…«
Corinna drückte die Tür auf. Ein kühler Luftzug traf beide im Gesicht. Das jedoch merkten sie nicht. Für sie gab es keine Temperaturunterschiede. Ob heiß oder kalt, das spielte bei ihnen keine Rolle.
Es war egal.
Dunkelheit, die absolut wurde, als die Tür wieder ins Schloß fiel.
»Mach Licht«, sagte die Valeri.
»Moment.« Violetta hörte, wie eine Hand über die Wand schleifte.
Dann ein leises Klacken, und wenig später zitterten zwei helle Leuchtstoffröhren blitzend, bevor sie ihr Licht verstreuten.
Die Leichenhalle war belegt, das sahen die beiden Dämoninnen sofort. Vier Tote lagen hier. Eine Tür führte in den Nebenraum. An der Wand sahen sie mehrere Waschbecken und eine lange Wanne.
Die Fliesen schimmerten gelb.
Die Toten lagen auf langen hölzernen Tischen. Sie waren durch helle Laken verdeckt.
Corinna Camacho hob das erste Laken. Sie hatte das Kopfende erwischt.
Sie starrte in das bleiche und gelbliche Gesicht einer alten Frau.
Die Camacho bedeckte das Gesicht wieder und nahm sich die nächste Leiche vor.
Ein Mann, nicht viel jünger als die Frau. Sein Gesicht wirkte hager, der Unterkiefer war verschoben.
Die Werwölfin schaute zu Violetta Valeri. »Wie sieht es bei dir aus?«
»Nichts, die Berger ist nicht dabei.«
»Dann lebt sie noch.«
»Ja, und mit ihr auch John Sinclair.«
»Was sollen wir tun?« fragte Corinna.
»Wir holen uns beide. Dabei spielt die Reihenfolge keine Rolle. Sinclair muß auf jeden Fall vernichtet werden. Denk nur daran, was er uns angetan hat.«
Die Camacho nickte. »Einen Vorteil haben wir ja. Wir sind bereits im Krankenhaus…«

***

Suko war gegangen. Als ich ihn nach dem Grund fragte, hatte er nur die Schultern gehoben. »Ich sehe mich hier mal ein wenig um. Vielleicht finde ich unterwegs Bekannte.«
»Aber laß mir auch noch etwas.«
»Sicher.«
»Und erkundige dich bitte nach Nadine.«
»Mach ich, John.«

An den Dialog mußte ich denken, als ich allein im Zimmer zurückblieb. Erst jetzt kam mir eigentlich zu Bewußtsein, wie verdammt hilflos ich doch war. Da lag ich hier angeschossen im Bett und konnte mich nicht rühren.

Ehrlich, Freunde, das war nichts für mich. Wirklich nicht. So schnell wie möglich wollte ich hier weg.

Mit der linken Hand berührte ich den Oberschenkel. Meine Fingerspitzen tasteten über den Verband. Er saß sehr fest. Schon bei der kleinsten Berührung allerdings zuckte ich zusammen.

Dann schossen die Schmerzen wieder durch mein Bein.

War wohl nichts mit Aufstehen.

Dafür hob ich den Kopf ein wenig an. Meine rechte Hand kroch unter das Kissen. Die Finger fanden das kühle Metall der Beretta, und ich zog die Waffe hervor.

Aus dem Griff ließ ich das Magazin rutschen und schaute nach. Es war gefüllt, Suko hatte die Pistole nachgeladen. Ich grinste. Auf ihn konnte ich mich verlassen.

Allerdings war die Beretta nicht meine einzige Waffe. Vor meiner Brust hing nach wie vor das Kreuz. Sollte mich irgendein Dämon angreifen, würde er sich wundern.

Suko hatte versprochen, in einer Stunde noch einmal vorbeizuschauen. Soviel Zeit hatte ich also. Die konnte ich nutzen. Obwohl mir das Aufstehen und besonders das Gehen schwerfiel, hatte ich keine Lust, im Bett zu bleiben. Zudem wollte ich wissen, wie es Nadine Berger ging. Diese Ungewißheit quälte mich wie ein böser Alptraum.

Es war lange her, daß ich in einem Krankenhaus gelegen hatte.

Nach der Vernichtung des Schwarzen Tods hatte es mich damals umgehauen, und der Aufenthalt war auch keine Erholung gewesen.

Überhaupt mochte ich diese Hospitäler nicht. Schon allein der Geruch störte mich sehr.

Im Liegen veranstaltete ich Schießübungen. Ich schwenkte den Arm zielte mal auf Fenster, dann auf die Tür. Wieder aufs Fenster, zur Tür hin und…

Da bewegte sich die Klinke.

Sie wurde nicht langsam nach unten gedrückt, sondern normal.

Trotzdem blieb ich mißtrauisch, auch hier im Bett war ich längst nicht außer Gefahr.

Ein kühlerer Luftzug fuhr über mein Bett. Ich versteckte rasch die Waffe unter der Bettdecke, wobei ich sie sicherheitshalber festhielt.

Zuerst sah ich nur einen Kopf. Eine weiße Haube, ein junges Gesicht darunter.

Ich atmete auf. Es war eine Schwester. Die Beretta ließ ich los und neben meinem rechten Bein liegen. Beides war durch das Laken

verdeckt. Dann legte ich brav meine Arme so, daß die eintretende Schwester sie sehen konnte. Bestimmt hatte Suko das Mädchen geschickt, damit es nach mir sah. Die Oberschwester, von der ich telefonisch gehört hatte, war zum Glück nicht gekommen.

»Kommen Sie ruhig näher, Schwester«, sagte ich. »Gebissen habe ich bis heute noch nicht.«

Die Schwester folgte der Aufforderung und betrat das Zimmer.

Für einen Moment blieb sie an der Tür stehen, dann lächelte sie und kam auf mich zu…

***

Weit riß das junge, dunkelblonde Mädchen den Mund auf und wollte einen Schrei ausstoßen.

Die Zähne der Vampirin waren schneller. Bevor ein Laut über die Lippen des Girls drang, hatte sie zugebissen. Wie kleine Messer fuhren die Spitzen in den Hals, wo sie sofort eine Ader trafen und das heraussprudelnde Blut von dem weiblichen Vampir gierig getrunken wurde.

Die Krankenschwester mit dem dunkelblonden Haar wurde schlaff. Ihre Knie gaben nach, und sie sackte in den Armen der Blutsaugerin zusammen.

Eisern hielt Violetta fest. Sie trank das Blut, und Corinna stand daneben. Sie mußte zusehen.

Es war Zufall, daß sie die kleine Krankenschwester getroffen hatten. Sie war ihnen buchstäblich über den Weg gelaufen, als sie sich aus der Leichenhalle fortstahlen. Die Krankenschwester war in einem Bügelzimmer verschwunden, um saubere Wäsche herauszulegen. Dann hatte es sie erwischt.

Ein paar Blutstropfen sprudelten aus dem saugenden Mund des weiblichen Vampirs. Sie fielen auf die blütenweiße Wäsche, wo sie ein makabres Muster zeichneten.

Nach endlos langen Minuten ließ Violetta Valeri von ihrem Opfer ab. Kraftlos fiel die Krankenschwester zu Boden.

Die Untote lachte leise. »Wir brauchen das Monster nicht«, zischte sie und wischte sich über den Mund. »Nein, das Monster kann dableiben. Was wir zu erledigen haben, schaffen wir auch so.« Siegestaumel hatte sie gepackt, und mit funkelnden Augen schaute sie Corinna an.

Die nickte. »Es stimmt, was du gesagt hast. Nur will ich ebenfalls ein Opfer. Du hast deins bekommen, ich nicht. Ich brauche es, ich spüre, wie es in mir kribbelt, ich werde mich verwandeln, ich…«

»Gar nichts wirst du!« erwiderte die Valeri kalt. »Du hältst dich zurück. Ich errege kein Aufsehen. Aber du. Eine Werwölfin würde zu sehr auffallen. Merk dir das.«

Corinna Camacho wollte etwas erwidern, doch als sie in das Gesicht

der Untoten sah, hielt sie den Mund.

»Deine Stunde kommt noch. In dieser Nacht. Vielleicht kannst du sogar John Sinclair zerfleischen!«

Als Violetta Valeri das sagte, sträubten sich die feinen Härchen auf der Haut der anderen. Diese Idee war gut, sogar so gut, daß sie sie unbedingt ausführen wollte.

»Und was machst du mit ihr?« fragte Corinna, wobei sie auf die Krankenschwester deutete.

»Wir werden ihr schon klarmachen, daß sie zu uns halten muß. Sie wird uns zu Sinclairs Zimmer führen und auskundschaften, wie schlecht es ihm geht.«

»Die Idee ist ausgezeichnet.«

Violetta Valeri hörte gar nicht hin. Sie war an einen der Schränke getreten, öffnete zwei Türen und durchsuchte die Fächer. Wütend klang ihr Schimpfen, weil sie nicht das gefunden hatte, was sie haben wollte.

»Was suchst du denn?« fragte Corinna.

»Zwei weiße Kittel.«

»Warte, ich helfe dir.«

Corinna Camacho hatte Glück. Sie fing am entgegengesetzten Ende an zu suchen und fand das Gewünschte. Sogar die Größe stimmte einigermaßen für die beiden Frauen.

Sie knöpften die Kittel nicht zu. Hauptsache war, daß sie sich etwas übergestreift hatten.

Da bewegte sich das Mädchen.

Zuerst war es nur ein Zucken, das durch den Körper lief. Dann streckte die Kleine den Arm aus, bekam das Bein des Bügeltisches zu fassen und hielt eisern fest. Dir Griff war hart, die Knöchel sprangen scharf und spitz hervor, sie schimmerten weiß, ebenso weiß wie die Haut des wieder lebenden, aber doch seelenlosen Geschöpfes.

Violetta und Corinna beobachteten gespannt, wie sich das Mädchen erhob.

Ziemlich wacklig stand es auf den Beinen. Es beugte sich vor und drehte den Kopf.

Der Blick traf Corinnas Gesicht.

Die Werwölfin lächelte. »Du gehörst jetzt zu uns«, sagte sie, und die dunkelblonde Krankenschwester nickte, wobei sie den Mund öffnete und zwei spitze Zähne zeigte.

Sie war zu einer Blutsaugerin geworden. Der Biß hatte seine Folgen gehabt.

Bleich schimmerte das Gesicht. Und das kalte Leuchtstoffröhrenlicht ließ die Haut noch blasser erscheinen. Die untote Krankenschwester fühlte sich zu Violetta Valeri mehr hingezogen als zu Corinna Camacho. Deshalb blieb sie auch vor der Vampirin stehen.

Violetta bemerkte den fragenden Blick und nickte. »So«, sagte sie, »du wirst als eine der unsrigen nun in unsere Dienste treten, das ist sicher.«

»Sag mir, was ich zu tun habe!«

»Kennst du John Sinclair?«

»Nein.«

»Er ist heute hier eingeliefert worden. Mit einer Schußwunde, wie ich erfahren habe. Bring uns zu seinem Zimmer, und wenn wir da sind, wirst du hineingehen.«

»Was dann?« Plötzlich leuchteten die Augen der Krankenschwester.

Die Valeri lächelte. »Wie heißt du eigentlich?«

»Mandy.«

»Schön, Mandy. Ich bin Violetta, das ist Corinna. Wir gehören jetzt zusammen. Damit du siehst, daß wir es gut mit dir meinen, darfst du an John Sinclair heran.«

»Ich soll ihm…?«

»Ja, kleine Mandy, du darfst ihn zuerst beißen und sein Blut trinken…«

»Gut«, flüsterte Mandy und rieb über ihre Lippen. »Das mache ich. Das mache ich glatt…«

***

Die dunkelblonde Krankenschwester hatte einen wirklich aufreizenden Gang. So schlecht ging es mir gar nicht, als daß ich so etwas übersehen hätte.

Auch das Gesicht konnte man als hübsch bezeichnen, wenn es auch ein wenig im Schatten lag, denn das Streulicht meiner Lampe reichte nicht bis zu ihr.

Am Fußende blieb sie stehen.

Ich lächelte. »Bisher hat man mir nur von einer Oberschwester erzählt, die ziemlich garstig sein soll. Ich wußte gar nicht, daß es noch so hübsche Schwestern hier gibt.«

»Ich bin erst Schülerin«, antwortete sie.

»Das macht gar nichts. Falls Sie fragen wollen, wie es mir geht, dann muß ich Ihnen sagen, den Umständen entsprechend.«

Sie nickte. »Haben Sie Fieber?«

»Nein, ich glaube nicht.«

»Ich möchte es trotzdem nachmessen.«

»Wenn Sie unbedingt wollen.«

»Vorschrift, Mr. Sinclair.«

»Da kann man nichts machen. Sagen Sie mal, kennen Sie eine gewisse Nadine Berger? Sie ist ebenfalls hier eingeliefert worden, und zwar in den vergangenen Stunden.«

»Nein, Sir, ich habe meinen Dienst erst vor einer halben Stunde

angetreten.«

»Schade.«

Sie stand inzwischen neben dem Bett und zog das flache Fieberthermometer aus der Tasche. »Sie müssen den Mund öffnen«, sagte sie.

»Messen Sie nicht unter dem Arm?«

»Nein, Sir.«

»Wie Sie wünschen.« Auf dem Rücken lag ich bereits, und die Schwester beugte sich zu mir herab. Ich sah ihr Gesicht. Es wurde jetzt vom warmen Schein der Lampe getroffen. Sie hatte zwar dunkelblonde Haare, aber grünlich schimmernde Augen. Rechts und links der Lippen sah ich zwei Grübchen in den Wangen.

Mein Blick wanderte von ihrem Gesicht weg und fiel auf das Revers des Kittels.

Ein paar dunkle Punkte sah ich dort.

»Bitte, öffnen Sie den Mund, Mr. Sinclair!«

Ich tat es automatisch, und die Krankenschwester beugte sich noch weiter vor, um mir das Thermometer zwischen die Lippen zu schieben. Dabei sah ich die Punkte genauer.

Sie waren nicht schwarz, sondern…

Moment mal, das war Blut!

Zu oft hatte ich es schon gesehen, und im Bruchteil einer Sekunde durchströmte mich der schreckliche Verdacht. Diese Krankenschwester war nicht echt, sie war ein Vampir!

Schon bewies sie es. Sie riß den Mund auf und warf sich nach vorn. Sie wollte mir ihre Zähne in den Hals hacken. Leicht gekrümmte, gelblich schimmernde Hauer, und ich weiß heute noch nicht, wie es mir gelang, den Kopf zur Seite zu drehen.

Das Gesicht und damit die Zähne trafen nicht meinen Hals, sondern hieben in das Kissen.

Es war ein harter Schlag, ein brandgefährlicher Biß, der mir keine Chance gelassen hätte, wenn er sein Ziel erreicht hätte. So wühlte die Blutsaugerin ihr Gesicht in das Kissen.

Trotz meiner Verletzung mußte ich kämpfen. Rücksicht durfte ich nicht nehmen. Sie lag mit dem Kopf rechts neben mir. Ich warf mich auf sie, mein linker Arm fuhr herum, und als sich die Untote aufrichten wollte, da hatte ich schon wie ein Ringer ihren Hals umklammert.

Eisern hielt ich fest.

Zwei Sekunden höchstens, denn dann spürte ich den Schmerz. Zu heftig war die Bewegung gewesen, das hielt mein verletztes linkes Bein nicht aus. Wie Feuer schoß es darin hoch.

Ich ächzte schwer, lockerte unwillkürlich meinen Griff, und die Untote ergriff die Chance sofort.

Sie riß sich los.
Die Haube fiel von ihrem Kopf, das Haar war zerwühlt, als sie einen Schritt zurücktrat und mich anfauchte. »Ich kriege dich, verdammter Hund, ich…«
Wieder stürzte sie sich auf mich. Ich hatte meine Beretta an mich reißen wollen, doch durch die letzte Bewegung lag ich mit dem rechten Bein auf der Pistole, so daß ich nicht so rasch an sie herankam. Ich mußte mich mit den Fäusten verteidigen, denn um mein Kreuz hervorzuholen, hatte ich keine Zeit. Auch schien die Silberkette verrutscht zu sein, sonst hätte es der weibliche Vampir nicht geschafft, sich meinem Hals zu nähern.
Ich empfing sie mit einem Schlag. Die Handkante hatte ich dabei leicht gekrümmt. Schräg hieb ich gegen das Gesicht der Untoten, die durchgeschüttelt wurde, nach hinten fiel, auf mein Bett prallte, jedoch das Übergewicht bekam und wieder herunterrutschte.
Das gab mir die Chance. Ich hatte mich entschlossen, auf die Beretta zu verzichten. Ein Schuß hätte zuviel Aufsehen erregt. Ich mußte den Vampir mit dem Kreuz erledigen.
Als die Vampirfrau hochkam, hielt ich es bereits in der rechten Hand.
Sie machte einen Schritt nach vorn, und genau das war ihr Verderben. Als meine Hand vorschnellte, konnte sie ihren Angriff nicht mehr stoppen. Voll lief sie auf.
Das Kreuz traf sie.
Plötzlich spürte sie das geweihte Silber an ihrem Hals, und ein Stromstoß schien durch ihre Gestalt zu gehen. Sie begann zu zucken, drehte sich zur Seite, und ich sah die dünne Rauchfahne, die aus der Wunde fächerte.
Ich brauchte kein zweites Mal einzugreifen. Das Kreuz war für diese Blutsauger tödlich.
Sie kam noch bis zur Tür. Als sie den Arm ausstreckte und nach der Klinke greifen wollte, brach sie zusammen, weil die Kräfte sie verlassen hatten. Schwer fiel sie zu Boden und blieb dort in verkrümmter Haltung liegen.
Ich wußte, daß sie niemals wieder aufstehen würde. Ihr Dasein war vorbei. Endgültig.
Eine Minute ruhte ich mich aus. Ich mußte still liegenbleiben, denn auch der kurze Kampf hatte mich mitgenommen. Erst jetzt war mir aufgefallen, wie schwer meine Behinderung gewesen war.
Der Kampf hätte auch ohne weiteres anders ausgehen können, soviel stand fest.
Das Mädchen, jetzt erlöst, konnte ich nicht sehen. Es lag nahe an der Tür, und das Fußende meines Bettes stand zu hoch. Wenn ich hinwollte, mußte ich aufstehen.
Das tat ich auch.

Es war wirklich ein Problem. Aber ich biß die Zähne zusammen und versuchte dabei, niemals das Gewicht auf das linke Bein zu verlagern. Dann war alles aus.

Humpelnd bewegte ich mich voran.

Die tote Krankenschwester lag auf der Seite. Ihr Mund war offen.

Vom Hals bis zum Kinn präsentierte sie eine schwarze verbrannte Fläche. Dort hatte sie das Kreuz getroffen. Die Hände waren zu Fäusten geballt, und sie lag still auf dem Boden. Kein Laut drang mehr aus ihrem Mund, aus dem die gefährlichen Vampirzähne verschwunden waren.

Daß sie sich nicht auflöste oder verfaulte, bewies mir, einen noch jungen weiblichen Vampir vor mir zu haben. Vielleicht war das Mädchen eben erst gebissen worden, vor einer Stunde oder noch weniger. Wenn das stimmte, dann befanden sich unsere Gegner schon innerhalb des Hospitals.

Ich wußte es, aber Suko nicht. Mein Freund und Partner mußte es erfahren.

Leider war mir nicht bekannt, wo ich ihn finden konnte. Schellen wollte ich auch nicht, dann würde eine Krankenschwester kommen und ihre tote Kollegin sehen, nein, es war besser, wenn ich mich selbst auf die Suche machte.

Allerdings angezogen.

Da wurde es schwierig. Meine Kleidung hatte ich. Hemd und Jacke würde ich mir auch überstreifen können, nur mit der Hose sah es schlecht aus.

Damit fing ich trotzdem an. Es war ein mühseliges Unterfangen.

Die Wunde unter dem Verband brannte wie Feuer. Sie pochte und hämmerte. Ich hatte Angst, daß sie wieder aufbrechen würde, und schielte hin und wieder auf meinen Oberschenkel, doch dort färbte sich nichts rot. Der Verband hielt.

Es war wirklich ein verzweifelter Kampf, den ich führte, und als ich die Hose endlich anhatte, da war ich in Schweiß gebadet.

Vielleicht wäre es nicht so schlimm gewesen, hätte ich mir mehr Zeit gelassen, doch das konnte ich mir auf keinen Fall erlauben. Ich ging davon aus, daß die Models den Vampir vorgeschickt hatten und sie selbst kommen würden, um sich vom Erfolg zu überzeugen.

Das lange Krankenhausnachthemd konnte ich aufknöpfen. Ich griff zu meinem Hemd und zog es über, noch immer auf der Bettkante sitzend, wobei ich auch die Tür des Zimmers im Auge behielt.

Und da bewegte sich die Klinke.

Ein Griff, und ich hielt die Beretta in der Faust. Ich schwenkte die Hand herum und zielte auf die Tür. Verdammt, da war zu wenig Licht. Ich sah die Umrisse nicht klar und deutlich.

Was tun?

Sie kam. Zuerst sah ich nur die Hand, dann einen Teil des Arms, und weiter bekam die andere die Tür nicht auf, weil der am Boden liegenden Körper sie stoppte.

Ich krümmte den Zeigefinger. Leider war ich nicht hundertprozentig sicher, daß sich eine meiner Gegnerinnen dort befand, obwohl die Hand wirklich nach der einer Frau aussah. Es konnte auch die einer Krankenschwester sein.

Mein Zögern und das Schweigen ließen den unheimlichen Gast mißtrauisch werden.

Er zog sich zurück.

Plötzlich waren Hand und Arm verschwunden. Nichts mehr zu sehen, ich hatte das Nachsehen und machte mir Vorwürfe. Wäre ich gesund gewesen, die Verfolgung wäre ein Kinderspiel gewesen. So aber mußte ich mich quälen, und Suko war nicht in der Nähe.

Ich hätte den Kampf gegen die teuflischen Models am liebsten woanders ausgetragen, doch ich konnte mir den Schauplatz nicht aussuchen. Das Krankenhaus war ein höchst ungeeigneter Platz, schließlich lagen hier Hunderte unschuldiger Patienten. Wenn ich daran dachte, welch ein Blutbad die Dämoninnen unter ihnen anrichten konnten, bekam ich schon so etwas wie Angst und leichtes Magendrücken dazu.

Indem ich die Hände gegen die Bettkante drückte, stemmte ich mich in die Höhe. Das Gewicht nur auf die rechte Seite verlagern. So hämmerte ich mir den Befehl regelrecht ein. Trat ich einmal verkehrt auf, brauchte ich an eine weitere Verfolgung gar nicht erst zu denken. Ich rechnete auch nicht damit, daß sich meine Gegnerinnen aus dem Staub gemacht hatten. Sicherlich wollten sie möglichst in meiner Nähe bleiben, um keine langen Wege zurücklegen zu müssen.

Aber da sollten sie sich geschnitten haben. Ich würde sie schon packen.

Humpelnd und etwas gebückt gehend erreichte ich das Bettende.

Obwohl ich nur das rechte Bein belastete, fiel mir das Gehen verdammt schwer. Bevor ich die Tür öffnen konnte, mußte ich noch ein weiteres Hindernis aus dem Weg räumen. Es war die tote Krankenschwester, die den Weg versperrte.

Am Fußende hielt ich mich mit der linken Hand fest, bückte mich dann und verkrallte die Finger der Rechten in die Kleidung des toten Mädchens.

Ich zog heftig und konnte die Leiche nur mühsam in eine andere Position drehen.

Dann klappte es doch.

Als ich die Tür aufzog, stützte ich mich gleichzeitig an der Wand ab. So klappte es besser. Der Spalt wurde so groß, daß ich mich hindurchzwängen konnte.

Die Beretta hielt ich nicht in der Hand. Wenn mir jemand auf dem Gang begegnete, und er sah die Pistole, würde er Zeter und Mordio schreien.

Zuerst einmal schaute ich nach links und rechts.

Die nächtliche Ruhe eines Krankenhauses hatte sich auch auf den Gang ausgebreitet. Links, gar nicht mal weit entfernt, sah ich eine Glastür. Dort ging es zur Intensivstation. Rechts führte der Gang bis zu einem großen Fenster und mündete in einen Lichthof. Jetzt brannte dort eine Kugelleuchte, die ihr Licht auf einen runden Tisch und mehrere Stühle warf. Sie waren leer. Auf dem Tisch lagen ein paar Zeitungen und Magazine.

Die meisten Türen waren geschlossen.

Jedenfalls die der einzelnen Krankenzimmer. Wenn welche offenstanden, das war bei zweien der Fall, befanden sich dahinter sicherlich Büros oder die Aufenthaltsräume der Schwestern.

Dicht vor dem Durchgang zur Intensivstation war ein Treppenhaus.

Zuerst einmal wollte ich den Gang absuchen. Fand ich keine Spur, mußte Suko her. Sicherlich hatte er bei einer Schwester hinterlassen, wo er hingegangen war.

Ich hielt mich dicht an der Wand, wobei ich mich mit einer Hand immer abstützte. So schlurfte ich nach rechts, dorthin, wo die Intensivstation lag. Ich dachte nämlich nicht nur an meine Gegner, sondern auch an Nadine Berger. Vielleicht lief mir ein Arzt in die Quere, mit dem ich sprechen konnte.

Schritt für Schritt kam ich voran. Immer, wenn ich an einer Tür vorbei mußte, unterbrach ich meine Stützaktion.

Leise Radiomusik drang an meine Ohren. Sie tönte aus dem Zimmer mit der offenen Tür. Es war wohl nur ein Versehen, denn sehr rasch wurde die Lautstärke reduziert.

Dann erschien eine Schwester. Sie stürzte förmlich aus dem Zimmer, sah mich und blieb wie angewurzelt stehen, wobei sich ihre Augen weiteten und der Blick mehr als mißtrauisch wurde.

Ich blieb stehen und grinste. In meinem linken Bein pochte und hämmerte es.

Verdammt, da hatte ich mir doch ein wenig zuviel zugemutet.

Die Schwester, sie war etwa doppelt so alt wie die Tote und hatte rötlich gefärbtes Haar, das glatt am Kopf herabhing, kam auf mich zu. »Was tun Sie denn hier?«

»Ich suche die Toilette.«

»Vollständig angezogen?«

»Ja, Schwester. Im Krankenhausnachthemd schäme ich mich immer. Es könnte ja sein, daß mir eine hübsche Schwester über den Weg läuft. Eine so hübsche wie Sie.«

»Klopfen Sie hier keine Sprüche, sonst gebe ich dem Oberarzt

Bescheid, Mister. Wer sind Sie überhaupt?«

»John Sinclair.«

»Der Polizist?«

»Genau der.«

Sie schaute mich an. Erst oben, dann weiter nach unten. Da bekam ich schon bald Minderwertigkeitskomplexe, so wie die Frau um die Vierzig gucken konnte. »Ob Polizist oder nicht«, sagte sie schließlich. »Sie gehören ins Bett.«

»Klar, aber die Toilette…«

»Ich bringe Sie zur Tür und stütze Sie. Das ist besser für Sie, als wenn Sie sich hier allein über den Gang quälen.«

Ich hörte nicht hin, denn eine der beiden Glastüren, die zur Intensivstation führen, schwang auf.

Zwei Pfleger schoben eine Trage vor sich her. Auf ihr lag eine Gestalt. Ein Laken deckte sie ab. Den Pflegern folgte ein noch junger Arzt, der sich vor Erschöpfung über die Augen rieb.

Wahrscheinlich wollten die Pfleger zum Lift, um die Trage nach unten zu schaffen.

Einer Eingebung folgend, hob ich die Hand.

Die Pfleger blieben stehen und schauten mich überrascht an.

»Ist etwas, Mister?«

Ich nickte. »Ja«, sagte ich mit etwas heiser klingender Stimme.

»Kann ich die Person mal sehen?«

Die Pfleger gaben mir keine Antwort. Sie drehten sich um und schauten den Arzt an. »Mit welchem Recht wollen Sie sich die Person anschauen, Mister?«

»Ich bin Polizist, Scotland Yard.«

»Aber nicht dienstlich hier, wie ich sehe.«

»Teils, teils.«

Der Arzt winkte ab. »Ich erinnere mich wieder, Sie sind John Sinclair. Natürlich.« Er gab den Pflegern ein Zeichen. »Heben Sie das Laken ruhig an.«

Der eine griff danach. Er hob das Tuch an, und ich rutschte ein wenig vor.

Auf der Trage lag eine Frau. Es war Nadine Berger.

Und sie war tot!

***

Neiinnn!

Ich wollte schreien, irgend etwas tun, aber ich konnte es nicht. Der Schock hatte mich so hart getroffen, daß ich an allen Gliedern zitterte und mir schwindlig vor Augen wurde. Alles verschwamm, der Arzt, die Krankenschwester, die Pfleger, die Wände, und wie durch Watte gefiltert, hörte ich einen Schrei.

»Er fällt!«

Blitzschnell griffen zwei starke Hände zu und hielten mich fest, bevor ich zu Boden prallen konnte.

»Mr. Sinclair, was ist?« Plötzlich stand der Arzt vor mir. Ich sah sein Gesicht und die besorgten Augen.

Ein paarmal holte ich Luft. Es wollte kaum ein Wort über meine Lippen, dann fragte ich leise: »Ist sie tot?«

»Ja, sie ist es. Wir konnten nichts machen, obwohl wir alles versucht haben.«

Nadine Berger war tot!

Mein Gott, es war nicht zu fassen. Unglaublich. Eine junge Frau, die vor Leben sprühte, ein herrliches Geschöpf, das eine große Zukunft vor sich hatte. Ich war ihr zwar nicht oft begegnet, aber wenn, dann war es jedesmal ein sehr intensives Erlebnis gewesen. Sie hatte erzählt, von ihren Plänen, von der Zukunft, den Filmen, die sie noch drehen wollte, und immer wieder sollte es für uns beide ein nächstes Mal geben, wenn der Wind des Zufalls uns wieder zusammentrieb.

Das war alles vorbei. Nadine lebte nicht mehr. Der erbarmungslose Sensenmann hatte zugeschlagen und sie in sein kaltes Reich geholt, aus dem es keine Rückkehr mehr gab.

In diesen schrecklich langen Sekunden wurde mir bewußt, wie endgültig ein Tod ist.

Kein Lachen mehr, keine Freude, keine Trauer, kein Weinen. Es war vorbei.

Plötzlich konnte ich nicht mehr. Im Magen bildete sich ein Klumpen, breitete sich aus, stieg höher, durch den Hals, in die Kehle hinein und setzte sich dort fest.

Tränen verschleierten meinen Blick.

Die anderen standen stumm. Niemand wagte jetzt, noch ein Wort zu sagen. Ich fühlte mich in einem Vakuum, andere existierten nicht mehr, ich sah nur dieses Gesicht, aus dem jemand das Blut abgewaschen hatte, und die heißen Tränen liefen an meinen Wangen entlang, ohne daß ich etwas dagegen tun konnte.

Ein bleiches Gesicht, starre Augen, ein blasser Mund, so sah ich Nadine Berger, und ich merkte nicht einmal, daß die beiden Pfleger mich noch immer stützten.

Ein Schatten wischte vorbei. Ich vernahm eine Stimme. Sie gehörte Suko.

»Mein Gott, Nadine!« Wie er die Worte aussprach, darin lagen all der Schmerz und die Trauer, die auch er empfand. Suko hatte Nadine Berger zwar nicht so gut gekannt wie ich, aber die beiden hatten sich ebenfalls gemocht und waren sich sympathisch gewesen.

Und jetzt gab es sie nicht mehr.

Aus – vorbei…

»John!« Der Chinese sprach mich an, doch ich hörte ihn überhaupt nicht. Ich wollte ihn auch nicht hören, denn meine Gedanken waren auf Wanderschaft gegangen. Ich befand mich in einer anderen Welt, einer verinnerlichten, einer Traumwelt. Ich dachte zurück.

In meiner Vorstellung lebte Nadine Berger. Ich sah sie auf der Party, kurz bevor Dr. Tod sie als Geisel nahm; dann hatten wir den Fall mit dem unheimlichen Mönch erlebt, wo es auch um Leben und Tod gegangen war, und zuletzt die Sache mit der Teufelsuhr. Immer hatte ich Nadine Berger retten können, und nach jedem Fall hatten wir uns ein wenig besser verstanden, doch nun war es vorbei.

Nie wieder würde ich Nadines Lachen hören, ihre Fröhlichkeit erleben, und auch ihre Leidenschaft.

Der Tod hatte sie geholt.

Aber es gab jemanden, der dafür verantwortlich war. Von einem Monster war geredet worden. Wir hatten es nicht gesehen, es war sicherlich wieder in seiner Welt verschwunden. Aber Monster kamen nicht einfach so. Dahinter steckte jemand, der das Monster aktiviert und geholt hatte. Gegner von mir.

Die Mannequins?

Bestimmt!

Und ebenso sicher war, daß sie sich hier im Krankenhaus aufhielten.

»John!« Sukos Stimme klang mahnend.

Ich schaute hoch und nickte. »Sie können die Frau wegbringen, Doc. Sorry, aber wir beide kannten uns gut. Nadine Berger und ich – na ja«, ich schluckte und winkte ab. »Lassen wir das.«

Das Laken wurde wieder über Nadines Gesicht gedeckt.

Behutsam tat der Pfleger dies, als hätte er Angst, der Toten einen Schaden zuzufügen.

Lautlos rollten die Gummiräder der Trage über den Gang. Die Pfleger schoben die Tote auf einen Lift zu.

»Legen Sie sich hin, Mr. Sinclair«, sprach mich der Arzt an. »Sie dürfen sich jetzt nicht aufregen oder durchdrehen. Ich kann Ihnen eine Tablette geben…«

Tief holte ich Luft. Der Doc hatte es gut gemeint, aber ich war in einer Stimmung, wo ich keine Ratschläge brauchen konnte und wollte. Mich interessierte auch nicht meine Verletzung, sie war mir egal, ich wollte nur meine Gegner haben. Sie endlich stellen, damit sie kein Unheil mehr anrichteten.

»Doc«, sagte ich. »Jetzt hören Sie mir mal genau zu. Ich werde auf mein Zimmer gehen, aber dort lege ich mich nicht ins Bett, sondern sehe zu, wie Ihre Leute eine Tote aus diesem Raum schaffen. Und wenn sie weggebracht worden ist, mache ich mich auf die Suche nach einigen Personen, die man als Dämonen bezeichnet und die sich hier in Ihrem Krankenhaus aufhalten. Haben Sie verstanden?«

»Ja – nein«, sagte er schnell.
»Soll ich noch mal von vorn anfangen?«
Der Arzt schüttelte den Kopf. Doch die Schwester, die auch noch immer bei uns stand, fragte: »Wie war das mit der Toten in Ihrem Zimmer?«
»Sie können mitkommen.«
Scheu blickte sie mich an. Ihr Gesicht war blaß geworden.
Von ihrer Resolutheit war nicht mehr viel übriggeblieben. Suko stützte mich, als ich die paar Schritte zurückging.
»Wir müssen diese Bestien unbedingt fangen, bevor sie sich noch mehr Opfer holen«, sagte ich leise. »Eine Tote geht bereits auf ihr Gewissen.«
»Wie meinst du das?«
»In meinem Zimmer liegt tatsächlich eine Leiche.«
»Das habe ich mir gedacht. Wer ist es denn?«
»Eine Krankenschwester. Sie kam zu mir und war kein Mensch mehr, sondern ein Vampir.«
»Wie hast du sie erledigt?«
»Mit dem Kreuz.«
»Also lautlos.«
»Genau, Suko.« Ich verzog das Gesicht. »Was meinst du, was ein Schuß hier angerichtet hätte.«
Suko antwortete nicht mehr, denn wir hatten meine Zimmertür erreicht. Ich wollte es nicht zugeben, aber mein linker Schenkel schmerzte wie rasend. Weil ich hin und wieder mit den Fußspitzen aufgetreten war, spürte ich nun die Folgen.
»Soll ich?« fragte die Schwester.
Ich nickte.
Sie öffnete die Tür. Die Lampe hatte ich brennen lassen, so daß ihr Schein einen Teil des Zimmers ausleuchtete. Er fiel auch auf die Tote am Boden.
Die Schwester und der Arzt waren schneller als wir. Sie hatten sich an uns vorbeigeschoben, und wir hörten den kieksenden Schrei der Krankenschwester.
»Das ist ja Mandy!«
Der Doc fuhr herum. Er funkelte uns an. »Wissen Sie, was Sie da getan haben?«
»Ja.«
»Nein, das wissen Sie nicht! Sie haben eine zwanzigjährige Lernschwester umgebracht. Sie als Polizist…«
»Gerade ich als Polizist mußte sie töten«, fuhr ich den Arzt an.
»Sie war ein Vampir und hatte mich angefallen. Das heißt, sie wollte mich ebenfalls zu einem Blutsauger machen. Hätte sie es geschafft, gäbe es in diesem Haus zwei Vampire mehr.«

Der Arzt schüttelte den Kopf. »Sind Sie eigentlich verrückt? Es gibt keine Vampire.« Er deutete mit dem Zeigefinger auf die Tote.

»Die Tat laste ich Ihnen an, obwohl Sie Polizeibeamter sind.«

»Dann schauen Sie mal genau nach, Doc.«

»Wieso, ich…«

»Bücken Sie sich.«

Er tat es tatsächlich. Auf meinen Wunsch hin sah er sich den Hals der Toten an.

»Da ist ja alles schwarz«, flüsterte er.

»Ja, verbrannt.«

Der Arzt richtete sich auf. »Wieso? Wie kommt es dazu, daß der Hals dieses Mädchens…?«

Ich holte mein Kreuz hervor. »Das ist der Grund. Mit diesem geweihten Kruzifix habe ich die Vampirin attackiert und ihr untotes Dasein ausgelöscht.«

Arzt und Krankenschwester starrten das Kreuz an. Schließlich meinte die Frau: »Das ist ja wie im Gruselfilm.«

Ich lachte auf. »Leider nicht, Schwester. Wir befinden uns in der Realität. Was hier abläuft, ist kein Film.«

»Verstehen kann ich es nicht.« Jeder von uns sah die Gänsehaut auf ihrem Gesicht.

»Wir müssen uns nur damit abfinden«, bemerkte ich, »und die entsprechende Vorsorge treffen.«

»Was meinen Sie damit?« wollte der Arzt wissen.

Ich verzog das Gesicht, weil wieder ein neuer Schmerzstoß durch mein linkes Bein fuhr. »Erkläre du es ihm, Suko.«

»Okay«, sagte mein Partner und Kollege. »Die Sache ist ganz einfach. Man wird ja nicht aus lauter Spaß zu einem Blutsauger, Doc. Das hatte einen Grund. Diese Krankenschwester ist von einem anderen Vampir zu einem Vampir gemacht worden. Höchstwahrscheinlich von einer Frau. Und das alles ist hier in diesem Hospital geschehen. Wir müssen also damit rechnen, daß sich in dem Krankenhaus noch weitere Vampire herumtreiben. Oder zumindest eine Untote, die als Vampir herumgeistert. Ferner müssen wir mit einem weiblichen Werwolf und mit einem Ghoul rechnen. Dabei fällt mir etwas ein. Bahren Sie im Moment Tote auf?«

»Natürlich. Es sterben immer Menschen. Sie haben es ja vorhin gesehen.«

Suko schaute mich an. Ich ahnte, welche Gedanken hinter seiner Stirn kreisten.

»Denkst du an die Leichenhalle?« fragte ich.

»Ja.«

»Augenblick mal«, mischte sich der Arzt ein. »Ich verstehe Ihren Dialog nicht ganz.«

Diesmal antwortete ich. »Ein Ghoul gehört ebenfalls zur Gattung der Dämonen. Er zählt sogar zu den schlimmsten. Von Blut ernährt er sich nicht, sondern von Leichen. Er ist ein Aasfresser, deshalb unser Verdacht mit der Leichenkammer.«

Der Arzt schlug sich gegen die Stirn. »Ich glaube, ich drehe hier noch durch.«

»Das brauchen Sie nicht, Doc. Sie müssen den Tatsachen nur ins Auge sehen.«

»Und die sind schlimm.«

»Sie sagen es.«

»Aber was sollen wir tun?«

»Sie gar nichts, Doc«, erklärte ich. »Damit wir uns nichts vormachen: Ich rechne zumindest mit drei Gegnern. Der Vampir will Blut. Der Werwolf will töten, und der Ghoul will Leichen, das ist nun mal eine Tatsache.«

Der Arzt war blaß geworden. »Mein Gott«, flüsterte er, »wenn ich daran denke, wie viele Menschen wir hier im Haus liegen haben, dann bedeutet die Anwesenheit dieser Wesen ja eine ungeheure Gefahr für die Patienten.«

»So ist es.«

»Und was machen Sie?«

»Wir können davon ausgehen, daß es die dämonischen Wesen in erster Linie auf uns abgesehen haben. Wir können uns wehren. Falls es Ihnen möglich ist, sorgen Sie bitte dafür, daß sich kein Patient auf dem Gang sehen läßt. Ist das zu machen?«

»Ja, das geht.«

»Gut, dann wären wir ein Stück weiter. Mein Kollege Suko und ich werden uns um den Fall kümmern.«

Der Chinese lächelte und nickte. Dann sagte er: »Ich werde mich mal in der Leichenkammer umsehen.«

Das war gut. Ich wollte so lange im Zimmer bleiben oder vielmehr auf dem Gang.

»Und was machen wir?« erkundigte sich die Schwester.

»Gar nichts«, erwiderte ich. »Vielleicht beten Sie, daß alles gutgeht.«

***

Violetta Valeri und Corinna Camacho hatten in der Nähe gelauert, als Mandy in Sinclairs Zimmer verschwunden war. Minuten vergingen, nichts tat sich. Sie hörten keinen Schuß oder irgendwelche anderen Geräusche aus dem Raum.

»Ob sie es schafft?« flüsterte die Camacho.

»Möglich.«

Die beiden standen dort, wo die Treppe begann. Die Wand diente als Deckung. Die beiden preßten sich dicht dagegen und peilten um die

Ecke. Ihr Blick fiel in die Richtung, wo das Zimmer des Geisterjägers lag.

Hinter der Tür blieb alles ruhig.

Sie wurden unruhig. Violetta Valeri huschte schließlich aus ihrer Deckung und war mit ein paar Schritten an der Tür zu Sinclairs Zimmer. Sie lauschte, hörte jedoch nichts. Nachdem sie einen kurzen Blick zurück zu Corinna Camacho geworfen und diese genickt hatte, griff sie nach der Klinke.

Langsam schob sie die Tür auf – bis sie auf einen Widerstand traf.

Die Tür war nur einen Spalt geöffnet, und auch mit mehr Druck ließ sie sich nicht weiter aufschieben.

Die Hand der Vampirin zuckte von der Klinke. Da stimmte etwas nicht! Sie warf sich herum und lief zurück zu Corinna Camacho. Mit zischenden Worten erklärte sie der Werwölfin, weshalb sie die Tür nicht geöffnet hatte.

Sie warteten und starrten zu Sinclairs Zimmer hinüber. War es der jungen Vampirin gelungen, Sinclair zu töten?

Vielleicht zehn Minuten vergingen. Warum verließ Mandy, die Vampirin, nicht endlich das Krankenzimmer, um ihren Erfolg zu melden?

Dann wurde sie geöffnet.

Doch nicht Mandy erschien.

Es war Sinclair.

Humpelnd, mit verzerrtem Gesicht, aber ansonsten unverletzt und durchaus normal.

»Den hole ich mir!« zischte die Camacho und wollte los, doch Violetta hielt sie zurück.

»Nein, du bleibst.«

»Aber er hat…«

»Das Kreuz«, sagte die Valeri. »Keine Sorge, wir kriegen ihn schon. Allerdings müssen wir uns etwas einfallen lassen.«

»Und was?«

»Das sage ich dir schon noch. Erst einmal weg von hier.«

Violetta zog die Wölfin zurück.

»Aber wohin?«

Violetta gab keine Antwort. Sie lief, so leise es ging, die Treppe hinab. Und der Haß auf den Geisterjäger überschwemmte sie wie eine Welle.

In ihrem Hirn begann bereits ein teuflischer Plan zu reifen.

Beim nächstenmal mußte sie alles auf eine Karte setzen. Da würde der Geisterjäger nicht entkommen…

***

Ich war nicht in mein Zimmer gegangen. Dort fühlte ich mich

irgendwie eingeengt.

Am Ende des Ganges, wo der runde Tisch und die Stühle standen, hatte ich Platz genommen. Arzt und Schwester waren verschwunden. Sie hatten auch die restlichen beiden Türen geschlossen.

Ich ging davon aus, daß es den oder die Täter immer wieder an den Ort ihrer Untaten zurückzieht. Damit rechnete ich auch bei meinen Gegnern. Sie würden wiederkommen, um sich zu überzeugen, ob ihre Dienerin Erfolg gehabt hatte.

Und dann wollte ich sie empfangen.

Die Beretta hatte ich vor mir auf den Tisch gelegt. Das Kreuz steckte in meiner Jackentasche. Für einen heißen Empfang war gesorgt. Suko wollte sich im Hintergrund halten. Er war vorerst in die Leichenhalle gefahren, um sich dort nach dieser Karin Bergmann, dem weiblichen Ghoul, umzusehen.

Mein linkes Bein hatte ich ausgestreckt und auf einen Stuhl gelegt.

In dieser Ruhelage ließ es sich am besten aushalten.

Natürlich kreisten meine Gedanken nicht um die Gegnerinnen, sondern um eine Tote.

***

Ich konnte es noch immer nicht begreifen, daß Nadine Berger nicht mehr am Leben war. Selbstvorwürfe quälten mich. Ja, ich machte mir Vorwürfe, ich hätte schneller sein sollen, vielleicht hätte ich sie dann aus den Klauen des Monsters befreien können.

Das Monster!

Gesehen hatte ich es nicht, aber davon gehört. Es mußte schrecklich gewesen sein. Und wahrscheinlich hatte es Asmodina oder irgendein anderer hoher Dämon geschickt, um die Mannequins zu unterstützen.

Meine Gedanken schweiften wieder ab. Ich dachte an Suko, der sich jetzt sicherlich in der Leichenhalle herumtrieb auf der Suche nach einem weiblichen Ghoul. Damals wußten wir noch nicht, daß Karin Bergmann in den Flammen umgekommen war, wir rechneten immer mit drei Gegnern.

Es war ruhig auf dem Gang. Die Kranken lagen in den Zimmern und schliefen. Über der Tür zur Intensivstation brannte ein rotes Licht. In den Räumen wurde operiert. Der ewige Kampf des Menschen gegen den Tod. Manchmal waren die Ärzte stärker, dann wieder der Sensenmann, wie bei Nadine Berger.

Ich konnte mich gut in die Haut des Arztes und der Krankenschwester hineinversetzen. Für sie mußte eine Welt zusammengebrochen sein, als sie von den Untaten hörten. Aber es hatte wirklich keinen Zweck, die Augen zu verschließen. Wir alle mußten mit dem Phänomen leben und zurechtkommen.

Schritte! Sie schreckten mich aus meinen düsteren Gedanken auf.

Im Gang sah ich niemanden, deshalb ging ich davon aus, daß die Schritte auf der Treppe aufgeklungen waren.

Ich nahm die Beretta in die rechte Hand. Da es still war, hörte ich deutlich, wie jemand die Stufen hochkam.

Ein Arzt? Ein Patient vielleicht?

Dann erschien die Gestalt. Sie kam um die Ecke, wo Treppe und Gang zusammenliefen.

Es war eine Frau!

Rötlichblond die Haare, hochgewachsen. Das Gesicht verschwamm im Lichtschein der Kugelleuchte. Die vom glatt gebohnerten Boden reflektierten Strahlen blendeten mich.

Die Frau kam näher. Sie hatte ein Ziel – nämlich mich!

Und ich erkannte sie.

Es war tatsächlich eines der Models. Aber nicht Violetta Valeri, wie ich angenommen hatte, sondern Corinna Camacho.

Die Werwölfin!

Das war sie. Langes, rötlich schimmerndes Haar, das in Wellen ihren Kopf umfloß. Ein Lächeln auf den Lippen, kalt blickende Augen, und sie hatte sich schon ein wenig verändert.

Sehr deutlich erkannte ich im Licht der Kugellampe die feinen Härchen auf ihrer Haut, die zitterten und schimmerten. Auch die Gesichtsform hatte sich ein wenig verändert. Der Mund war etwas vorgezogen, glich schon mehr einer Schnauze.

Ich hob die rechte Hand. Corinna Camacho blickte jetzt genau in die Mündung der Beretta.

Sie blieb stehen.

Keiner von uns sprach. Ich dachte an Nadine Berger und daran, daß die Camacho vielleicht eine Teilschuld am Tod der Schauspielerin trug, und es fiel mir verdammt schwer, nicht den Finger zu krümmen und zu schießen.

»Ich würde es dir nicht raten, mich zu töten«, erklärte sie mir.

»Was sollte mich davon abhalten?«

»Ein sehr guter Grund. Wenn du mich umbringst, sterben zwei andere Menschen. Ich habe mit Violetta eine Zeit ausgemacht. Wenn ich bis dann nicht mit dir zurück bin, wird sie zwei Frauen in Vampire verwandeln!«

Bluff?

Nein, die blufften nicht. Mit so etwas hatte ich gerechnet. Die waren eiskalt und reizten ihre Trümpfe bis zum Äußersten aus. Sie wollten mich. Ich hatte ihnen auf der Schönheitsfarm eine schwere Niederlage beigebracht, nun folgte die Rache.

»Hast du dich entschieden, Geisterjäger?«

»Wo ist sie?« fragte ich.

Da lächelte die Camacho. »Nein, John Sinclair, ich werde nicht so

dumm sein und es dir sagen. Du mußt mich schon begleiten. Tricks ziehen nicht mehr.«

Schade, daß sie mein Spiel durchschaute. Ich hatte tatsächlich vorgehabt, sie reinzulegen. Hätte sie mir das Zimmer genannt, wäre ich ohne sie hingegangen. So aber mußte ich auf ihren verdammten Vorschlag eingehen.

»Es bleibt uns nicht viel Zeit, John Sinclair«, drängte sie. »Beeil dich.«

»Ja, aber ich bin verletzt.«

»Trotzdem.«

Die hatte gut reden. Ich machte mir wieder Vorwürfe. Wenn doch Suko in der Nähe gewesen wäre, dann hätte er mir Rückendeckung geben können, so aber stand ich allein.

Die Beretta steckte ich allerdings nicht weg. Ich hielt sie nach wie vor in der rechten Hand, und die Waffe war für mich wie ein Rettungsanker.

Es bereitete mir Schwierigkeiten, überhaupt vom Stuhl hochzukommen. An der Tischplatte stützte ich mich ab und sah das spöttische Lächeln der Camacho.

Es war klar, daß auch meine Beretta sie nicht schrecken konnte. Es gelang mir kaum, die Mündung auf sie zu richten. Durch meine langsamen Bewegungen und das Humpeln zielte ich oft an der Bestie vorbei.

»Gehen wir!«

Sie drehte sich kurzerhand um und wandte mir dabei den Rücken zu. Sie machte mich lächerlich, und verdammt, Freunde, so kam ich mir auch vor.

Die Gegenseite hielt die Trümpfe in der Hand. Ich hatte an einem schweren Handicap zu knacken und mußte praktisch mit ansehen, wie meine Gegner das Geschehen diktierten. Wir passierten die Türen, hinter denen die Zimmer der Schwestern lagen. Sie waren fest geschlossen. Niemand ahnte, was sich auf dem Gang abspielte.

Humpelnd erreichte ich das erste Etappenziel. Es war die Treppe.

Die Camacho deutete die Stufen hinauf.

»Da müssen wir hinauf«, sagte sie.

Leichtfüßig ging sie vor, wobei sie hin und wieder einen Blick über die Schulter warf und mich aus gierigen Augen betrachtete.

Ich zog mich am Geländer hoch.

Es war eine wirkliche Quälerei, und immer, wenn ich mein linkes Bein eine Stufe höher schob, durchtobte mein Bein der heiße Schmerz.

Längst lag der Schweiß auf meiner Stirn. Er glänzte wie eine kalte Speckschicht.

»Es bleibt uns nicht mehr viel Zeit«, erinnerte mich die Camacho wieder an meine Unzulänglichkeit. »Verletzung hin, Verletzung her. Du kannst kriechen, Geisterjäger.« Sie lachte so laut, daß es im

Treppenhaus widerhallte.
Den Gefallen tat ich ihr nicht. Nein, ich wollte nicht vor ihr zu Boden. Auf keinen Fall.
Ich kämpfte mich weiter voran. Biß die Zähne dabei zusammen, daß es knirschte. Es erschien mir wie eine Ewigkeit, als ich endlich das andere Stockwerk erreicht hatte.
»Ist es hier?« fragte ich.
»Ja, du hast Glück.«
Der Gang sah ebenso aus wie der eine Etage tiefer. Hier lagen leichtere Fälle. Menschen, die sich ein Bein oder einen Arm gebrochen hatten. Das waren die Krankenzimmer, in denen es oft hoch herging. Da wurde gepokert und geschluckt.
Ich selbst hatte es zwar noch nicht erlebt, aber aus Erzählungen wußte ich es.
Heute war es ruhig.
Es schien, als laste ein böses Omen über dem Krankenhaus mit all seinen Zimmern und Gängen. Und so war es auch. In der Tat hatten sich in der Welt des Krankenhauses Dämonen eingeschlichen, die all das Grauen und den Terror brachten, zu dem sie fähig waren.
Zum Glück brauchten wir nicht weit zu gehen. Vor der zweiten Tür auf der linken Seite blieben wir stehen.
»Hier ist es, Sinclair!« sagte die Werwölfin und lächelte diabolisch.
Ich humpelte näher.
Noch hatte die Camacho normale Hände. Sie hatte die fünf Finger ihrer rechten Hand auf die Klinke gelegt und drückte sie nach unten.
Ein kurzer Stoß, die Tür war offen.
»Nach dir, Geisterjäger«, sagte sie und ließ mir den Vortritt. Ich trat über die Schwelle…

***

Suko hatte sich den Weg zur Leichenhalle erklären lassen. Mit dem Fahrstuhl war er dann nach unten gefahren. Er fühlte sich in der Kabine unwohl. Irgendwie hatte er das Gefühl, als würde es hier nach Tod, Verwesung und Verderben riechen.
An Waffen trug er seine Beretta, die Dämonenpeitsche und den magischen Stab. Als der Fahrstuhl hielt und die schwere Eisentür nach links und rechts wegglitt, hatte Suko einen freien Blick in den Gang.
Er war leer. Keine Spur von irgendwelchen Vampiren oder Werwölfen. Er sah allerdings auch nichts von den beiden Pflegern, die die tote Nadine Berger nach unten geschafft hatten. Der Chinese orientierte sich kurz. Dann wandte er seine Schritte nach rechts, denn dort sah er die Tür mit der Aufschrift Leichenhalle.
Als er sie aufdrückte, hörte er die Stimmen der Pfleger. Sie hoben soeben die Leiche von der Bahre und legten sie auf einen noch freien

Holztisch.
Suko schaute ihnen zu. »Ist alles in Ordnung?« fragte er.
»Natürlich.« Mißtrauen stahl sich auf die Gesichter der beiden.
»Warum nicht? Was machen Sie eigentlich hier?« wurde Suko gefragt.
Der Chinese antwortete nicht sofort. Er warf noch einen Blick auf die Tote. Das Laken war verrutscht. Suko sah die gräßliche Wunde am Hals.
In seiner Kehle stieg ein Kloß hoch. Er wischte sich über die Stirn, nickte und ging wieder, ohne dabei auf die Proteste der anderen zu achten. Allerdings fuhr er nicht sofort wieder hoch, sondern sah sich noch im Keller um. Er konnte sich gut vorstellen, daß die Gegner hier ein Versteck gefunden hatten, denn wie es aussah, waren die Kellerräume ziemlich weitläufig. Es gab zahlreiche Gänge und auch Verstecke, die selten von einem Menschen betreten wurden.
Suko durchsuchte die Räume nur flüchtig. Auch in die Energiezentrale warf er einen Blick.
Große Maschinen, Heizungskessel, Rohre an den Wänden und der Decke, ein großer Wirrwarr, in dem sich nur der Fachmann zurechtfand. Von den Gegnern sah Suko keine Spur.
Er zog sich wieder zurück.
Bevor die beiden Pfleger die Leichenhalle verlassen hatten, stand Suko bereits im Aufzug und fuhr nach oben. Er wollte John Sinclair von seinem Mißerfolg berichten und stieg dort aus, wo er den Fahrstuhl betreten hatte.
Der Gang war leer.
Suko sah keinen Anlaß zur Besorgnis, da er annahm, daß sich John in sein Krankenzimmer begeben hatte, und wollte sich auf den Weg dorthin machen, als er in seinem Rücken eine zischende Stimme vernahm.
Der Chinese drehte sich um.
Der Arzt stand dort. Er hatte die Tür zu seinem Zimmer so weit geöffnet, daß nur sein Kopf und ein Teil der Schulter zu sehen waren. »Sie suchen Ihren Kollegen, nicht wahr?«
»Ja.«
»Der ist nicht mehr hier.«
»Und wo?«
Der Arzt verzog das Gesicht. »Sie sind nach oben gegangen.«
»Wer ist sie?«
»Eine rotblonde Frau und ihr Kollege. Die Frau erschien plötzlich. Ich habe sie nie zuvor gesehen und dann…«
»Wissen Sie, wohin die beiden wollten?«
»Nein.«
»Danke für den Tip.« Rasch machte Suko kehrt und stürmte die

Treppe hoch. Er war zwar schnell, aber nicht laut. Auf keinen Fall wollte er die Frau warnen.

Der Arzt hatte nicht mehr zu sagen brauchen. Suko wußte auch so, woran er war. Diese Frau mit den langen rotblonden Haaren war keine andere als Corinna Camacho, die Werwölfin.

Und John befand sich bei ihr.

Durch irgendeinen Trick mußte es ihr gelungen sein, den Geisterjäger in eine Falle zu locken.

Suko beeilte sich noch mehr.

Er erreichte die nächste Etage und sah, wie soeben eine Tür zugedrückt wurde, die der Treppe schräg gegenüber lag. Das konnte vieles bedeuten, allerdings wurde Suko das Gefühl nicht los, daß John und diese Camacho hinter genau der Tür verschwunden waren…

***

Eine wahnwitzige Idee durchzuckte mich. Wenn ich Corinna Camacho mit einem blitzschnellen Schuß erledigte, danach sofort die Waffe schwenkte und auf Violetta Valeri schoß, hatte ich vielleicht noch eine reelle Chance.

Nein, es klappte nicht.

Violetta Valeri war zu raffiniert. Sie hatte einen der Kranken aus dem Bett geholt und in einen Sessel geworfen. Die schwarzhaarige Vampirin hockte neben dem Sessel, und ihre Zähne befanden sich direkt an der straffen Haut des Halses.

Der Mann zitterte vor Angst. Er hatte die Augen weit aufgerissen, seine Pupillen waren verdreht. Der linke Arm befand sich in einem Gipsmantel, zudem trug er noch um die Hüften ein Stützkorsett, so daß er sich kaum bewegen konnte.

Auch der zweite Patient rührte sich nicht. Er hockte in seinem Bett. Das gebrochene linke Bein zeigte ebenfalls einen Gipsverband, und ein schweres Gegengewicht hielt es fest.

Das Eindringen der Dämoninnen mußte für die Patienten ein großer Schock gewesen sein. Wahrscheinlich hatten sie den Befehl erhalten, keinen Laut von sich zu geben. Sie hatten sich daran gehalten.

Corinna Camacho stand hinter mir. Sie trug äußerlich keine Waffe, aber diese Bestie war gefährlich genug, das wußte ich. Sie würde nicht zögern, mich zu zerreißen, wenn sie den Hauch einer Chance dazu sah.

»Und jetzt weg mit der Pistole!« vernahm ich ihre scharfe Stimme.

Ich ließ die Beretta fallen.

Kaum hatte sie den Boden berührt, da stieß die Camacho sie mit der Fußspitze an, so daß sie unter ein Bett schlitterte und dort liegenblieb.

»So ist es gut«, lobte sie mich.

Violetta Valeri war ebenfalls zufrieden. Ihr sattes Fauchen ließ darauf

schließen.

Ein wenig zog sie ihren Kopf zurück, so daß sich die Zähne nicht mehr so dicht am Hals des Opfers befanden. »Du hast noch das Kreuz«, sagte sie.

Es war meine Hoffnung gewesen. Ich hatte wirklich damit gerechnet, daß sie es vergessen würde. Leider sah es anders aus.

Ich stand wie eine Statue. Mein Bein brannte. Von den Zehen bis zum Oberschenkel zog es wie Feuer und erfaßte sogar noch die Hüfte, wo sich der Schmerz ebenfalls weiter ausbreitete.

Es war grauenhaft…

»Das Kreuz weg!« erklang der erneute Befehl.

Als ich mich noch immer nicht rührte, griff die hinter mir stehende Corinna zu einem dreckigen Trick. Sie trat mir gegen mein linkes Bein.

Ich konnte den Schrei nicht zurückhalten. Weit riß ich den Mund auf, hörte dazwischen das Lachen meiner Gegnerinnen, brach zusammen und stürzte schwer zu Boden.

Jetzt lag ich vor ihren Füßen.

»So wollten wir dich haben!« schrie die Camacho. »So und nicht anders, du verfluchter Geisterjäger.«

Sie trat zu.

Der spitze Absatz traf mich dicht über der Gürtelschnalle und jagte Schmerzwellen durch meinen Körper. Nur mühsam holte ich Luft, während vor meinen Augen schwarze Kreise wirbelten. Es war grauenhaft, aber ich gab das Kreuz nicht her.

Meine rechte Hand steckte bereits in der Tasche. Wenn ich den letzten Trumpf abgab, war alles verloren.

Allmählich verebbte der Schmerz. Ich konnte wieder klar sehen und erkannte, daß sich Corinna Camacho in eine Bestie verwandelte, wobei sie nicht einmal das fahle Licht des Vollmonds benötigte. Bei ihr klappte es auch so.

Ihre Haut hatte sich bereits mit dem dichten Fell überzogen. Es schimmerte rötlich. Die Haare waren nicht sehr lang, dafür standen sie dicht beieinander. Auch das Gesicht veränderte sich. Der Mund wurde spitzer, aus ihm bildete sich eine Schnauze, die Zähne nahmen ebenfalls an Länge zu und wurden zu einem Gebiß, das die Opfer reißen konnte.

Ich hielt den Atem an.

Noch war die Verwandlung nicht abgeschlossen, und die Camacho war demnach mit sich selbst beschäftigt.

Das mußte ich ausnutzen.

Natürlich war ich nicht im Vollbesitz meiner Kräfte, aber ich konnte auch nicht so lange warten. Als ich sah, wie sich die Finger bereits in mächtige Pfoten verwandelt hatten, handelte ich.

Das rechte Bein winkelte ich an, stieß mich ab und warf mich auf

Corinna Camacho zu, wobei ich gleichzeitig das Kreuz aus der Tasche zog.

»Vorsicht!« gellte der Schrei der schwarzhaarigen Blutsaugerin.

Der weibliche Werwolf fuhr herum.

Da hatte ich schon zugeschlagen. Beide Hände krallte ich in das Fell, denn die Kleidung war durch die Verwandlung buchstäblich aus den Nähten geplatzt. Ich spürte das glatte, fast seidige Fell zwischen meinen Händen und preßte gleichzeitig das Kreuz gegen die dämonische Bestie.

Der heulende Schrei zitterte durch den Krankenraum. Dem geweihten Silber hatte der Werwolf nichts entgegenzusetzen. Corinna Camacho taumelte zurück. Sie warf beide Arme hoch, so daß man das Gefühl haben konnte, sie wollte die Decke einreißen. Sie fiel mit dem Rücken gegen das Bett, in dem der Mann mit dem Gipsbein lag. Der Aufprall schüttelte auch ihn durch, und er schrie.

Normalerweise wäre ich längst auf den Füßen gewesen und hätte mich um Violetta Valeri gekümmert. Doch mein linkes Bein ließ eine schnelle Reaktion nicht zu. Es wollte mir nicht gehorchen. Ich quälte mich herum.

Da traf mich der Schlag.

Zuvor hatte ich noch etwas Schattenhaftes gesehen, und dann erfolgte der Aufprall gegen meine Stirn.

Er riß mich um.

Ich befand mich noch in kniender Lage. Als dann der Aufprall erfolgte, konnte ich ihn nicht mehr abblocken. Mit dem Kopf schlug ich dumpf zu Boden.

Ich wurde nicht bewußtlos, aber meine Reaktionen waren so ziemlich ausgeschaltet.

Trotzdem sah ich meine Gegnerin. Mit einem Wutschrei auf den Lippen stürzte sich Violetta Valeri vor. Sie wollte endlich das vollenden, was sie auf der Schönheitsfarm und auch bei der Modenschau nicht geschafft hatte…

***

Corinna Camacho drehte durch.

Die Kraft des Silbers fraß sie auf. Ungeheure Schmerzwellen rasten durch ihren Körper und schüttelten sie. Wie eine Betrunkene torkelte sie, fiel gegen die Wand und wollte es einfach nicht wahrhaben, daß ihr so weiches Fell grau und häßlich wurde, wobei es langsam anfing zu verfaulen.

Sollte Sinclair gewinnen?

Nein und abermals nein.

Sie bekam noch mit, wie die Vase, von Violetta geschleudert, gegen seinen Kopf prallte und ihn umriß.

Er würde sein Blut verlieren. Er würde sterben und als Seelenloser wieder zurückkehren.

Corinna fiel auf die Knie.

Sie hatte sich nicht mehr halten können, schaute an sich herab und sah, wie sie verfaulte.

Zu lange schon war sie ein Werwolf gewesen, es gab keine Regeneration zu einem Menschen mehr.

Schwarz und faulig waren ihre Pranken. Damit konnte sie keinen mehr töten. Aus ihrem Gesicht fielen graue Haare. Das letzte, was sie wahrnahm, war ein gewaltiger Schatten, der aus der offenen Tür stürmte.

Suko!

***

Fast wäre der Chinese über Violetta Valeri und mich gefallen, weil wir ziemlich nahe an der Tür lagen. Im letzten Moment bemerkte Suko das Hindernis, und mit einem gewaltigen Tritt schaffte er mir die Blutsaugerin vom Leib.

Es war wirklich im letzten Augenblick gewesen.

Durch mein verletztes Bein war ich so sehr gehandikapt, daß ich den Kräften der Untoten nichts entgegenzusetzen hatte. Es war mir zwar noch gelungen, mit dem Handballen ihr Kinn zurückzudrücken, aber sie hatte den linken Arm bereits erhoben, um mit der Hand auf mein Bein zu schlagen.

Sie schaffte es nicht mehr, denn Sukos Tritt war schneller.

Am Kopf traf der Chinese sie.

Die Valeri, die zwar keine Schmerzen spürte, wurde fast vom Boden hochgehoben. Sie flog zurück und ließ mich zwangsläufig los. Zweimal überschlug sie sich und zog ihren Körper dann wie eine Katze zusammen, um auf die Füße zu schnellen. Suko ließ sie auch.

Eiskalt wartete er ab. Die Beretta in der rechten Hand. Violetta Valeri würde nicht entkommen.

Ich quälte mich in eine sitzende Position und hatte nur noch einen Wunsch.

Die Vampirin mußte durch meine Hand sterben!

»Die Beretta!« krächzte ich.

Suko verstand.

Ohne die Valeri aus den Augen zu lassen, bückte er sich und drückte mir seine Waffe in die Finger.

»So«, sagte ich nur und starrte die Seelenlose an. »Zweimal bist du mir entkommen, ein drittes Mal nicht mehr, darauf kannst du dich verlassen.«

Wir fixierten uns.

Hatte ich ansonsten Haß in ihren Augen gelesen, so sah ich jetzt ein

Gefühl der Angst. Wirklich, sie hatte Angst, denn sie wußte genau, daß aus dem dunklen Mündungsloch der Waffe jeden Augenblick der Tod fliegen konnte.

Das endgültige Aus für sie!

Sie begann zu pendeln. Einmal nach links, einmal nach rechts.

So wollte sie mir kein Ziel bieten.

Ich schüttelte den Kopf, obwohl es mir weh tat. »Nein, Violetta Valeri, du entkommst mir nicht mehr. Ich kann dich nicht laufenlassen, du hast zuviel auf dem Kerbholz. Du bist eine Untote, die immer wieder Blut saugen wird. Doch eins ist viel schlimmer. Du hast eine Frau auf dem Gewissen, die ich sehr gut gekannt habe, mit der ich befreundet war. Du bist letztendlich schuld an ihrem Tod, verfluchte Blutsaugerin. Niemand wird dir helfen können!«

Mein Gesicht verzerrte sich, ich wollte schießen.

Ich irrte mich.

Es half ihr jemand.

Plötzlich zerplatzte mit einem gewaltigen Knall die Fensterscheibe, und im nächsten Augenblick materialisierte sich dort der personifizierte Schrecken.

Das grüne Höllenmonster!

***

Bisher kannte ich es nur aus Erzählungen. Nun aber sah ich es vor mir.

Es war grauenhaft.

Giftgrün die Haut. Sein Schädel war rund und mit einem gewaltigen Maul versehen, das rot aufleuchtete, wobei die Zähne in den beiden Kiefern noch besonders auffielen. Auf dem Schädel standen lange, feste Haare wie die Zinken eines Kamms, und aus dem Maul sah ich dicke Blutstropfen fallen.

Die beiden Kranken wagten sich nicht zu rühren. Ich hörte auch Schreie und Rufe vom Gang her, aber ich kümmerte mich nicht darum. Ich sah nur den wahren Mörder Nadines.

Auch Violetta Valeri hatte das Monster gesehen. Die Untote lachte schrill und kreischend auf. »Los, pack ihn, zerfetze den verdammten Geisterjäger!«

Da schoß ich.

Die erste Kugel traf die Brust der Blutsaugerin, die zweite zertrümmerte ihren Arm, die dritte zerstörte ihr schönes Gesicht, hinter der sie das wahre, das der Bestie, verbarg.

Jeder Treffer schüttelte sie durch. Hin und her wurde sie gerissen, bevor sie gellend aufschrie und zu Boden krachte, wo sie liegenblieb.

Ich feuerte über sie hinweg. Jagte die vierte Kugel in das Maul des Monsters, das sich auf uns stürzen wollte, und feuerte auch die fünfte

Kugel ab.
Sie traf das Monster mitten im Sprung.
Dann schoß ich noch einmal.
Diesmal hieb das Silbergeschoß wieder in das Maul, und plötzlich huschte Suko an mir vorbei, zwischen den schlagenden Pranken des Monsters hindurch hieb er mit der ausgefahrenen Dämonenpeitsche zu.
»Für Nadine Berger!« brüllte er, und die drei Riemen klatschten mehrere Male gegen die schuppige Haut, die buchstäblich zerrissen wurde. Eine schwarzgrüne Flüssigkeit spritzte nach allen Seiten weg und klatschte gegen die Wände, wo sie in langen Streifen nach unten lief.
Zurück blieb eine Lache.
Nadine Bergers Mörder gab es nicht mehr.
Und auch Violetta Valeri nicht.
Die letzte von der Schönheitsfarm hatte es ebenfalls erwischt.
Sie war zu Staub geworden.
Erst jetzt merkte ich, daß ich kniete. Trotz meines verletzten Beines. Mein rechter Arm sank nach unten.
Es war vorbei.
Dann fiel ich einfach um!

***

Als ich wieder erwachte, lag ich in meinem Bett im Krankenhaus.
Einige Personen umstanden die Liegestatt und schüttelten die Köpfe.
»Was ist los?« fragte ich.
Der Chefarzt persönlich hielt mir eine Standpauke. Wie ich es überhaupt wagen könnte, mit meiner Verletzung so etwas zu riskieren. Ob ich ein Selbstmörder wäre?
»Bisher noch nicht.«
»Sah mir aber fast so aus.«
»Und was ist jetzt?«
»Die nächsten Tage strengste Bettruhe und keinen Besuch. Das ist ein Befehl!«
»Jawohl, Sir!« sagte ich und spürte, wie mich die Müdigkeit überfiel. Als letztes sah ich die Gesichter von Suko und Jane Collins, dann hatte mich der Schlaf übermannt.
Ich träumte von Nadine Berger.
Von einer lebenden, von einer lachenden und liebenden Nadine.
Und das, Freunde, würde ab heute für mich immer ein Traum bleiben.
Nadine Berger lebte nicht mehr. Die Wunde, die ihr Tod gerissen hatte, war nicht so leicht zu heilen. Und ich mußte mich fragen, wen es als nächsten von uns erwischen würde…

ENDE des ersten Teils